LEBENSWISSEN

NATÜRLICHES WELTBILD

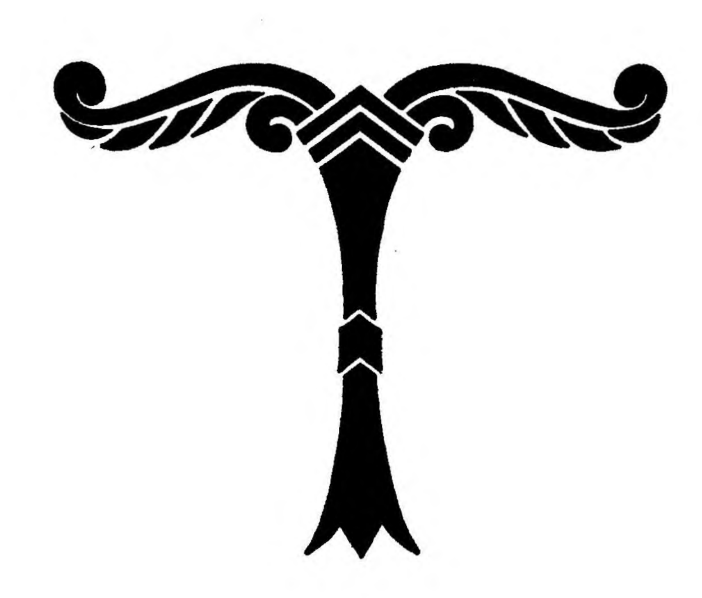


DR. WILHELM KUSSEROW



LEBENSWISSEN

NATÜRLICHES WELTBILD



DR. WILHELM KUSSEROW

Heft 7 der Schriften der Artgemeinschaft e. V.

Druck: H. Ahlbrecht, 34 Göttingen, Levinstraße 9 a

INHALT:

Seite

I. Teil: Erde – Sonne – All

II. Teil: Vom Urmenschen bis zum Indo-Europäer

III. Teil: Frühzeitglaube und Germanisches Weltbild

IV. Teil: Die Wertordnung

V. Teil: Weltbild – Glaube – Religion

Einführung

Das hier vorgelegte Bändchen „Lebenswissen" ist eine Gemeinschaftsarbeit mehrerer Gefährten der Artgläubigen Bewegung. Es erscheint unter dem Namen des Hauptverfassers, dem erfahrene Freunde beratend und ergänzend zur Seite standen.

Es bietet ein Grundwissen unserer gesamten Daseinsauffassung in gedrängter Form, unter dem Gesichtspunkt Unserer Menschenart, ihrer Wissenschafts-, Sitten- und Kulturanschauung. Der abschließende Glaubensteil spricht die religiöse Überzeugung einer wachsenden Gemeinschaft der Auslese innerhalb der Welt des weißen Mannes aus. Dies geschieht unter Achtung jeder anderen Bekenntnisform, sofern diese echt und gläubig gelebt und verwirklicht wird. Ebenso wird hier der Standpunkt der Duldung als echter Toleranz vertreten, der für uns für Rasse, Herkunft und Religion gilt.

Dies kann jedoch nicht eine wahllose Gleichheitsformel für alle verschiedenen Stufen der menschlichen, volklichen und kulturellen Entwicklung bedeuten, da solche „Egalitäts-Ideologie" der Wirklichkeit des Lebens widerspricht.

Das Buch ist für Erwachsene wie für Jugendliche geschrieben. Wegen seiner gedrängten Kurzfassung sind vielleicht manche Abschnitte nicht ganz leicht zu lesen. Es muß daher sorgsam studiert und gründlich durchüberlegt werden. Auch für Lehrer und Unterrichter von Glaubensstoffen dürfte es viele Anregungen enthalten und ebenso Zustimmung wie Widerspruch erfahren. Wir haben diese Möglichkeiten miteingerechnet, soll das Büchlein dazu beitragen, die religiösen Vorstellungen verschiedener Glaubensauffassungen zu klären und ihre Ausgangspunkte, die Grundannahmen ihres religiösen Fühlens und Bekennens überhaupt, näher zu bestimmen und eindeutig festzulegen.

Die Gesprächsmuster sollen dem Laien-Unterrichter Hinweise geben, wie man den einen oder anderen Stoff in der Aussprache mit Jugendlichen lebendig und anregungsvoll gestalten kann. Es kommt dabei nicht darauf an, daß endgültige Ergebnisse erreicht werden, sondern allein darauf, daß offen gebliebene Fragen geklärt und freundschaftlich erörtert werden. Autoritative Muß-Religion wird von uns deutlichst abgelehnt.

Begreiflicherweise wendet sich dieses Büchlein an Männer, Frauen, Jungen und Mädchen unserer „Artvölker" und will kei-

---

Anmerkung: „Egalitäts-Ideologie" ist die theoretische Ansicht, daß alle Menschen, Rassen, Völker „gleich" sind.

nen anderen bekehren. So ist auch die unmittelbare Anregung dazu von deutschen Farmern im ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika ausgegangen, denen der offizielle Religionsunterricht der Schulen ihrer Kinder nicht genügt, um die Probleme des Lebens, der guten Sitte und der großen Artfragen in der Welt mit Hilfe der „Bibel" zu bewältigen.

Ihnen sprechen wir unseren Dank für ihren Überzeugungsmut in einer christlichen Umwelt aus und wünschen allen in ihrem Heimatlande Verbliebenen dieselbe Kraft für die Vertretung ihrer innersten Glaubenanliegen und einer nach neuer Bindung in Freiheit strebenden gläubigen Artseele.

Dr. Wilhelm Kusserow

Berlin-Lichterfelde-West, 19. Mai 1971

I. Teil: Erde - Sonne - All

1.

Die Erde, ein Staubkorn im All

Wir leben auf einem Planeten, der um die Sonne kreist. In einer fast kreisrunden Ellipse bewegt sich die Erde mit mehr als tausend km Geschwindigkeit in der Sekunde auf dieser Bahn, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. Sie selber, die Erde, dreht sich dabei im Laufe eines Tages um ihre Achse, und das ganze Gefüge, Sonne, Erde und die anderen Planeten, saust in einer fast unvorstellbaren Eile durch den Weltenraum, in eine Gegend des Himmels, die wir benennen und orten können.

Schon diese Tatsachen, welche die Himmelskunde im Laufe vieler Jahrtausende und besonders der letzten Jahrhunderte erforscht hat, sind nahezu unfaßbar für ein menschliches Gehirn. Was nun die Erde selbst anbetrifft, so erhält sie Licht, Wärme und dadurch Lebensmöglichkeit von der Sonne, die nur dadurch heilsam und glückbringend für die Erdbewohner ist, daß sie so fern steht und uns infolge der eigenen Umdrehung der Erde Tag und Nacht ermöglicht, Wärme und Kühle, Schatten und Ruhe, Wechsel von Jahreszeit, Frühling, Winter und Sommer, und dies auch nur in den gemäßigten nördlichen und südlichen Breiten. Da, wo ein ganzes Jahr über Glut und Hitze waltet, nur unterbrochen durch feuchte Schwüle in den Regenzeiten, sprießt das Leben zwar heftiger, wallt das Blut heißer, erschlafft aber auch der Körper schneller, und Verstand und Vernunft sind weniger unter der Kontrolle der maßvollen Selbstbeherrschung. Das Staubkorn Erde dreht sich langsam um seine Achse und zeigt dabei im Laufe eines Tages und einer Nacht der Sonne einmal die eine, in der Nacht die andere Hälfte, so daß die Tages- und Nachtzeiten einander abwechseln. Nur an den Polen liegt ein anderes Verhältnis vor: im Sommer ist dort der Tag 20 bis 22 Stunden lang, und die nächtliche Dunkelheit währt nur kurze Zeit. (In Islands Hauptstadt Reykjavik kann man um ein Uhr nachts im Sommer die Zeitung auf der Straße lesen, während es im Winter kaum jemals richtig hell wird.)

Die Erde, auf der wir Menschen leben, wird von einem „Trabanten" begleitet, dem Mond, der nun seinerseits um die Erde herum wandelt, sich selbst aber nicht dreht und uns so immer dieselbe Seite zuwendet.

Stelle dir nun vor: die Erde dreht sich um die Sonne, während die Sonne durch das Weltall einem unbekannten Ziele zurast, und während dies geschieht –, und es geschieht in jedem Augenblick -, dreht sich der Begleiter Mond zugleich um die Erde.

Außer unserem Planeten aber kreisen in ähnlichen Bewegungen und Ellipsen noch acht weitere größere und kleinere Weltkörper um die Sonne und werden von ihr mitgerissen in das unendliche All, nebst den Trabanten, die sie besitzen. Denn mehrere Planeten haben ein bis vier kleinere und größere „Monde", und außerdem gibt es ganz „winzige" (mit einem Durchmesser von wenigen bis zu über 500 km) Himmelskörper, die mit diesem Sonnengefüge verbunden sind und mit ihm zusammen durch den Kosmos rasen.

Wie winzig muß uns da unsere Erde erscheinen, da wir wissen, daß die Sonne viele tausend Mal größer ist als unser kleiner Planet, und da auch andere zur Sonne gehörigen Planeten viel größer sind als unsere Erde. Wunder und Unbegreifliches im Himmel und auf der Erde.

Menschen haben diese Gesetzesmäßigkeiten erforscht, neben Vertretern außereuropäischer Menschenarten wie Babyloniern, Ägyptern, Chaldäern und Chinesen haben im Mittelalter Galileo Galilei, Copernicus und Kepler die Gesetze gefunden, welche die kirchliche Vorstellung von der Sonne, die die Erde umkreist, ablösten und das Gesetz fanden, welches die Gestirnbahnen aller Weltkörper erklärt, das Gravitationsgesetz oder die Lehre von der Schwerkraft-Anziehung.

Aber das Bild der Erde im Weltall wäre unvollständig, würden wir nicht darauf hinweisen, daß das Sonnensystem (das Gefüge Sonne – Planeten und Trabanten) nur eines der Systeme im Weltall ist, deren es Abermillionen, Milliarden und unermeßlich mehr und weitere geben mag, als wir es mit den besten Fernrohren und Radargeräten feststellen können.

Das Sonnensystem, zu dem wir gehören, gehört seinerseits zum System der Milchstraße, jener unendlich fernen Überwelt von tausend Millionen von Sternen, jungen und alten, glühenden und vergehenden, kleinen und großen, in deren Zusammenhang wir mit der Sonne stehen, sozusagen am Rande eines Teiles von ihr, und das Staubkorn Erde, indem es sich um sich selbst dreht und dazu um die Sonne läuft, wird von ungeheuren Kräften – mit der Sonne – in das All hineingerissen, um mit der Milchstraße in einem Teil des Kosmos zu verschwinden, den wir nicht kennen. Bis dahin mögen Millionen von Jahren vergehen, oder

Milliarden von Jahren, es kommt nicht auf Zeit und Raum an, unendlich, unfaßbar, meßbar, aber nicht vorstellbar, zum Teil berechenbar, aber nicht anschaulich erlebbar rast eine Welt um die andere, saust ein Sternsystem um das andere und zugleich Fernen und Räumen zu, die uns unzugänglich sind.

Und in der Mitte dieses Vorgangs, – meinen wir, – steht der kleine Mensch mit seinem winzigen Planeten und umfaßt dies alles, so unbegreiflich ist es, mit seinem wachen Bewußtsein.

2.

Die Sonne, ein glühender Ball

Nichts wären wir, keine Mensche gäbe es, keine Tiere und keine Pflanzen, wenn die Sonne nicht wäre. Als ein kaltes Stück Erdkörper würde dieser Planet durch das Weltall fliegen, – oder er würde überhaupt nicht vorhanden sein. Denn erstens sind wir vor Jahrmilliarden aus der Sonne herausgeschleudert worden, und zweitens würde auf diesem langsam erkaltenden Massenkörper kein Leben entstanden sein.

Die Sonne ist also schlechthin unsere Lebensgeberin und Lebensschöpferin. Dies haben alle Urvölker begriffen, gefühlt, erkannt, und heute wissen wir, daß aus Lichtstrahlen und der Wirkung, die sie auf bestimmte Flüssigkeiten ausüben, Vorgänge entstehen können, die zur Bildung organischer, d. h. lebender, sich bewegender oder sich teilender Stoffe führen, den ersten zellenartigen Gebilden, aus denen in einer ungeheuren Entwicklungsreihe von Jahrmilliarden Mehrzeller, Pflanzen und Tiere und schließlich der Mensch wurden.

„O Sonne, Königin der Welt, die unser dunkles Sein erhellt" – singt ein Dichter im Jubel über den Lebens- und Segensspender, und so haben vornehmlich die Bewohner der gemäßigten oder kälteren Erdbreiten gefühlt, denen die Sonne im Frühjahr neues Licht und neue Wärme brachte. Daher ist die Sonnenverehrung eine der ältesten Formen der Anbetung kosmischer Dinge, in denen die Menschen der Vorzeit Göttliches sahen, Götter erkannten wie Baldur und Helios, deren heilende Macht sie schauten und anbeteten, deren tödliche Kräfte sie aber auch, wenn ein Übermaß an Glut und Hitze gespendet wurde, fürchteten und mieden. In der Kühle des Nordens aber, bei den langen Wintern und kurzen Sommern, trat die segenbringende Wirkung des heißesten Gestirns, das wir unmittelbar kennen, am meisten in Erscheinung, während in den südlichen Breiten Glut und Feuer der Sonne als Feinde betrachtet werden mußten.

Im Weltall gibt es nicht nur d i e s e Sonne, die zu unserem Planetensystem als Mittelpunkt gehört, sondern noch unendlich viele andere Sonnen, die ebenfalls Planeten um sich haben oder auch kleine Trabanten besitzen. Solche Sonnen kennt die Astronomie (Himmelskunde) zu Hunderten, jedoch sie sind so weit von uns entfernt, daß wir die zu ihnen gehörigen Weltall-Körper nicht erfassen können. Nur die „Sonnen" haben eigenleuchtendes Licht, während ihre Planeten Licht und Wärme von der zu ihnen gehörenden Sonne empfangen. Freilich gibt es auch solche Planeten, die noch eine große Eigenwärme besitzen, wie etwa die zu uns gehörende Venus, die nach den neuesten Angaben noch eine Eigentemperatur von einigen Hunderten von Graden besitzt, so daß wahrscheinlich keine Lebewesen irgendwelcher Art auf ihr existieren können. Dagegen sind andere Planeten unseres Sonnengefüges kalt oder schon ganz vereist oder trocken und leer, wie etwa der Mond und wahrscheinlich auch der Mars.

Im ganzen gesehen, kennen wir noch keinen Weltkörper, dessen Wäremeverhältnisse und vermutliche Lebensbedingungen so sind, daß sie einwandfrei der Entstehung organischen, d. h. lebenden Zellenwesens dienen könnten. Wir haben uns also mit der Tatsache abzufinden, daß wir Menschen auf der Erde die einzigen Lebewesen mit Bewußtsein sind, die es in der uns erreichbaren und erkennbaren Allwelt g i b t , und alle Träume und Fantasien von Astronauten und menschenähnlichen Kosmos-Bewohnern sind nichts als Wünsche oder erfundene Vorstellungen und Einbildungen, denen jede Wirklichkeits-Erkenntnis mangelt.

Im Sonnensystem aber sind wir mit Gewißheit die einzigen Wesen, die ein bewußtes Leben führen, die Kultur gestaltet haben und ihre Umwelt fast völlig nach ihren eigenen Wünschen aufbauen konnten, wenn auch die uns umgebende Natur nicht voll gebändigt, unterworfen und nach unserem Belieben geformt werden kann.

Die Sonne als die schöpferische, belebende, wärmende, strahlende und Licht bringende Kraft ist von unseren Vorfahren erlebt, bewundert, beobachtet und in ihrem Lauf gemessen worden. „Germanische Himmelskunde" heißt ein sehr bedeutendes Buch von Otto Sigfrid Reuter, in dem nachgewiesen wurde, daß die frühen Germanen bereits ein genaues Wissen über Himmelsentfernungen, die Stellung der Planeten zueinander und die Beziehungen der Erde zur Sonne hatten. Die Genauigkeit dieser Erkenntnis unserer Vorfahren geht bis zu einem Zehntel Grad Abweichung von modernen wissenschaftlichen Messungen und

zeigt uns, daß es schon mit den Mitteln der Beobachtung möglich war, zu wesentlichen Erkenntnissen, auch ohne Fernrohre und Lichtmeßmethoden zu kommen.

Aber auch für das eigentlich religiöse Gebiet bildete die Sonne für die Bewohner der nördlichen Breiten eine Quelle der Ehrfurcht, Anbetung und Bewunderung. Wir kennen die tausend Sonnenscheiben in Gold und Bronze, welche die Handwerker und Künstler der Frühzeit herstellten und deren Sinnbildlichkeit (Symbolik) überall wiederkehrt: An Hausgiebeln, in Balkenschnitzungen, als Frauenschmuck, auf Kirchenornamenten, und wo immer ein Sonnenrad als Jahreskreuz oder Hakenkreuz, als indische Svastika oder als Schiffahrtszeichen Verwendung finden konnte.

Von Neuseeland bis China und von Amerika bis Europa reicht der Bereich, wo das Sonnenzeichen gefunden wurde, und es ist anzunehmen, daß schon die weltumfahrenden Ruderschiffe der nordischen Bronzezeit das Sinnbild der Sonne überall dorthin trugen, wo sie auf ihren großen Fahrten Land und Strand berührten.

„O Sonne, Königin der Welt, die unsern dunklen Pfad erhellt!", so können wir auch heute noch ausrufen, wenn der trübe Winter sich seinem Ende zuneigt, und das neue Jahr zur Sommersonnwende seinen jungen Höhepunkt findet. Zur Wintersonnwende aber wurde das neue Licht gefeiert, das wiederkehrt und der Natur und dem Menschen neues Leben bringt.

3.

Die Sterne, sie leuchten so leer

Der große deutsche Philosoph Immanuel Kant hat in einem schönen Wort davon gesprochen, daß „der gestirnte Himmel über mir und das sittliche Gesetz in mir" die beiden Dinge seien, die den Menschen immer wieder mit tiefer Bewunderung erfüllten. Er meinte damit, daß – wenn wir vom zweiten Teil des Satzes sprechen wollen, – der Anblick der unendlichen Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die im Weltall herrschten, uns zu großer Verehrung gegenüber den Mächten und Kräften verpflichte und unser Gemüt anrege, dieser kosmischen Geordnetheit Ehrfurcht und höchste Achtung zu zollen.

Kant meinte wohl auch damit, daß uns die Tatsache dieser kosmischen Kräfte dazu führen könne, an ein Wesen oder eine Kraft zu glauben, die man „Gott" nennt. Er sah in dem ewigen

Wandel der Gestirne den Beweis einer Harmonie, einer ungestörten und unendlichen Ordnung, die den Gedanken nahelegte, daß vielleicht eine allgemeine Leitung, eine gewisse Absicht oder gar ein Ziel hinter dieser vollendeten Gesetzmäßigkeit stecke. Freilich sagte er auch, daß dieses Etwas, das hinter allen Dingen als bewegende Kraft stehe, nicht zu erkennen sei, daß wir also nicht wüßten, was „das Ding an sich" ist. Er überließ diesen Teil, der jenseits der Erkenntnis steht, dem Glauben, den man nicht beweisen könne.

Deshalb wollen wir die Tatsache der mechanischen und physikalischen Ordnung der Gestirne nach einem Gesetz (nämlich dem der Schwerkraft gleich Gravitation) aus dem eigentlichen Glaubensgebiet zunächst ausschalten und uns später überlegen, ob die vermeintliche Ordnung und Harmonie des Weltalls wirklich sich als solche erweise, wenn wir sie näher betrachten.

Die wissenschaftliche Sternenkunde (Astronomie) ist heute bedeutend weiter fortgeschritten als zu Kants Zeiten. Die Menschen sind mit Teleskopen (Fernrohren) und Radargeräten weit tiefer in den Weltraum eingedrungen, als es damals (1780) möglich war. Sie schicken heute technisch vollende „Sonden" in den Raum und zu den Sternen Mars und Venus, sie landen bereits auf dem Mond und haben dort vermittels ihrer Apparate Entdeckungen gemacht und Erscheinungen festgestellt, die vor zweihundert Jahren noch unmöglich und kaum denkbar erschienen. Und so wissen wir, daß der schönheitliche Anblick der Gestirnwelt uns leicht ein trügerisches Bild vorgaukelt von der tatsächlichen Wirklichkeit der Weltkörper und der mit ihnen und in ihnen herrschenden Gesetze. Wir wissen heute um die „unendliche" Ferne vieler Sterne und können zugleich doch schon ihre Entfernung ungefähr bestimmen, d. h., sie in Lichtjahren ausdrücken. (Ein Lichtjahr ist die Strecke, die ein Lichtstrahl in einem Jahr durchmißt. In der Sekunde durchmißt er 300 000 Kilometer. Man stelle sich die Strecke vor, die ein Lichtjahr bedeutet. Das heißt, diese Strecke ist nicht mehr vorstellbar, sie ist nur als Zahl zu errechnen.)

Wir gelangen also bei der Betrachtung und Messung der Körper im Weltall zu Entfernungen, Angaben und Ergebnissen, die wir – verstandesmäßig – nicht mehr begreifen können, da sie nur noch rechnerisch eine Bedeutung für uns haben.

Schon diese Tatsache verweist unsere Überlegung darauf hin, daß wir die Unendlichkeit des Raumes ebensowenig vorstellen können wie seine Endlichkeit. Hier versagt unser menschlicher Verstand. Wir können zwar Zahlen errechnen, aber keine Vor-

stellungen mehr bilden, das heißt aber, daß wir mit unseren geistigen Einrichtungen die Dinge des Weltalls nur als Rechenexempel, aber nicht mehr als Wirklichkeit erfassen können.

3 a.

Die Sterne – aus unendlicher Ferne kommt ihr Licht zu uns her –

Das dichterische Entzücken, das den großen Philosophen Kant zu seinem hymnischen Überschwang vom „gestirnten Himmel über mir" veranlaßt hat, schließt auch ein, daß wir das Licht von Sternen s e h e n , die schon längst erloschen sind. Wir sehen also etwas, was zwar d a ist als Lichterscheinung, dessen Aussender, die Ursache dieses Lichtes, längst vergangen ist. So kann man sich bei poetischen Aussprüchen i r r e n. Denn die Entfernungen, die ein Lichtstrahl zurückzulegen hat, um von einem Millionen „Lichtjahre" entfernten Himmelskörper zu uns zu gelangen, sind so ungeheuer, daß darüber eine Zeitspanne vergeht, die weit über ein Menschenleben hinaus reicht.

So unendlich groß ist der R a u m , den diese Wolken und Haufen von Sternen ganz spärlich füllen, daß die menschliche Vorstellungskraft nicht ausreicht, um sich ein anschauliches Bild davon zu machen. Das heißt also, daß unsere Begriffskräfte versagen, wenn wir die unendlichen Entfernungen für unsern Verstand deutlich machen wollen.

Die wissenschaftliche Gestirnkunde (Astronomie) hat aber noch andere Probleme vor sich und in sich. Sie stellte zum Beispiel fest, daß unsere Erde sich nicht immer mit der gleichen Geschwindigkeit dreht, sondern daß sie in der Schnelligkeit ihres Umlaufes gewissen rhythmischen Schwankungen unterworfen ist. Dies hat aber zur Folge, daß „unsere Uhr", gemessen an den Umlaufzeiten anderer Planeten, nicht „richtig" geht, so daß es den Anschein erweckte, als gingen die die Sonne umkreisenden Planeten mal schneller und mal langsamer. (Lies darüber nach in dem Buch: Kinder des Weltalls, von Hoimar von Ditfurth, Verlag Hoffmann und Campe, 1970.)

Aber trotz vieler Irrtumsmöglichkeiten der Wissenschaft ist die Erkenntnis vom Wesen des Weltalls immer weiter fortgeschritten. Seit einer ziemlich langen Zeit hat es die Spektralanalyse vermocht, die chemischen Bestandteile der Himmelskörper zu bestimmen, so daß wir wissen, welche Stoffe sich in den leuchtenden Körpern des Alls befinden. Auf diese Weise können wir feststellen, welcher Art die Zusammensetzung der Stoffe auf be-

liebigen Sternen ist, obwohl diese uns unendlich weit entfernt erscheinen. (Spektralanalyse erhält durch Auswertung der Lichtbrechung in einem Prisma-Dreikantglas genaue Angaben über die Stoffe des ausstrahlenden Objekts.)

Die Feststellung der Zusammensetzung der Stoffe auf diesem oder jenem Stern ermöglicht sodann ein Urteil darüber, ob auf dem betreffenden Körper organisches Leben möglich ist. Hiermit haben die Menschen ein Mittel in der Hand zu prüfen, ob wohl auf anderen Sternen organische Wesen, etwa den Menschen ähnlich, existieren könnten oder nicht. Jedoch ist festzuhalten, daß solche Kenntnis nicht für das Sonnensystem gilt, denn in diesem scheint irgendwo organisches Leben niederer Form möglich zu sein (oder gewesen zu sein), aber zu menschlichem Leben ist es offensichtlich nicht gekommen. Also müßten wir in die Tiefe des Weltalls eintauchen, um dort nach menschenähnlichen Lebewesen zu suchen. Dies aber ist uns bisher nicht möglich. So bleibt als Tatsache bestehen, daß wir Menschen allein sind in dem uns bekannten Kosmos und daß es – bisher – keine Möglichkeiten gibt, dorthin zu gelangen, wo vielleicht ähnliches Leben sich entwickelt hat.

4.

Erstes Gespräch: Erde – Sonne – All

Alwis, Lehrer (heißt nicht: Der All-Wissende. sondern „der das Wissen der Alben (Geister der Erde und Luft) hat". Inga heißt „sie hütet die Sippe" (16), Boda heißt „Gebieterin" (14), Rolf = Hruotwolf = Kampfwolf (15), Helmo, „der Schutz gewährt" (13).

Alwis: Ich habe euch die wichtigsten Tatsachen über Erde, Sonne und Weltall mitgeteilt. Heute wollen wir uns darüber unterhalten, welche Fragen und Probleme dieser vielfältige Stoff bietet. Ich frage daher zuerst:

Welches Gefühl oder welche Stimmung löst die Schilderung der Erd- und All-Verhältnisse bei euch aus: Ihr müßt ganz offen eure Gefühle und Empfindungen aussprechen; ein jeder hat das Recht auf Irrtum oder Abwegigkeit.

Inga: Ich finde, daß die Schilderung der Welt uns zu so kleinen Wesen macht, daß wir am liebsten gar nichts sagen möchten. Und wozu habt Ihr das so dargestellt?

Rolf: Ich finde nicht, daß wir klein dadurch werden, daß das Weltall so groß ist. Mich kümmert der Gedanke an die

riesigen Entfernungen nicht. Wir sind eben hier auf der Erde und haben nur hier etwas zu tun.

Boda: Rolf, das kannst Du nicht so sagen. Die Astronauten fahren doch schon bis zum Mond, und wir wissen heute viel mehr über alles als früher.

Alwis: Nun, da gibt es vielleicht eine Einigungsmöglichkeit: Es ist sicher, daß wir ganz winzige Wesen sind, verglichen mit den Weltkörpern oder den Riesen-Entfernungen, aber denkt mal: das alles können wir winzigen Wesen erfassen und überdenken!

Das ist doch toll! Wir kleinen winzigen Menschen sausen jetzt schon zwischen Erde und Mond herum und sind sogar auf dem Mond gelandet. Müssen wir dabei nicht ganz hochmütig und überheblich werden?

Inga fragte mich, warum ich das so dargestellt habe? Da will ich ihr antworten: Einesteils müssen wir Menschen uns unserer Winzigkeit und Unbedeutsamkeit bewußt sein. Andererseits aber können wir auch stolz sein darauf, daß wir so etwas schon geschafft haben. Meinst Du nicht auch?

Rolf: Ja, das schon. Aber man muß doch auch sagen, wir sind noch nicht sehr weit im Weltall gekommen. Nicht mal bis zum Mars, schon gar nicht bis zur Venus.

Alwis: Das stimmt a u c h. Zwar sind schon „Sonden" zum Mars und zur Venus geschickt worden, aber sehr viel haben sie noch nicht erkundet. Aber nun möchte ich die Fragen in eine andere Richtung lenken, denn wir haben hier ja keinen Erdkunde- oder Astronomischen Unterricht, sondern etwas ganz anderes. Wo, meint Ihr wohl, liegt die Verbindung von der Astronomie zur Religion?

Jutta: Ich glaube, zuerst in dem Gefühl der Kleinheit des Menschen. Wir sind ganz klein im Verhältnis zum riesigen All. Aber wie schon gesagt wurde, wir sind auch ziemlich g r o ß in der Erkenntnis der All-Dinge, und das ist doch erstaunlich für uns Menschen. Müßte dies Wissen nicht den ganzen Menschen umwandeln?

Helmo: Wieso denn, wir bleiben doch, was wir sind. Wie sollen wir denn „umgewandelt" werden?

Jutta: Na, ich meine, wir müßten uns mal überlegen, wie weit wohl der Mensch in der Erkenntnis der Weltdinge gelangen kann.

Rolf: Der Mensch kann einfach alles erforschen und entdekken. Was haben wir nicht schon für große Erfindungen in den letzten 100 Jahren gemacht! Flugzeuge, Automobile, tausend elektrische Geräte, Zeppeline, Unterseeboote, Telegrafie, Radar, Panzer und was nicht alles! Wir sind doch schon ziemlich weit gekommen, nicht wahr?

Inga: Weißt Du, das ist alles richtig, aber e i n s hast Du nicht bedacht: Die Menschen sind genau dieselben geblieben, die sie vorher waren. Sie haben seit hundert Jahren 2 große Weltkriege gemacht und x andere Kriege, und machen jetzt im Augenblick und heute und immerzu wieder Kriege, und die sind nicht besser, sondern höchstens noch gemeiner als die früheren.

Alwis: Das würde uns auf die Frage führen, ob der Mensch durch Wissen b e s s e r wird oder nicht? Das ist doch eine religiöse Frage. Was meint Ihr denn dazu?

Bodo: Wir wissen bestimmt mehr als die Menschen früher. Aber ich glaube, die Menschen im allgemeinen werden nicht besser durch Mehrwissen. Vielleicht einige, die es sich tiefer überlegen können.

Alwis: Nun, das finde ich sehr verständig ausgedrückt. Es gibt bestimmt Menschen, die sich vornehmen, besser, achtsamer und freundlicher zu sein, seit wir wissen, was wir für winzige Wesen im Weltall sind. Aber die große Menge, die ungeheure Mehrheit der Menschheit zieht aus dem Mehr-Wissen nicht den Entschluß, bessere Menschen zu sein, sondern benutzt das Wissen nur, um mehr für sich daraus zu machen, mehr Geld zu verdienen oder mehr Macht zu erwerben.

Nun möchte ich zum Schluß – für heute – noch eine andere Frage stellen: die könnt Ihr Euch für das nächste Mal überlegen: Trägt das allgemeine Mehr-Wissen um All und Mensch dazu bei, die Völker zu versöhnen, näherzuführen und an gemeinsamen Aufgaben jeden teilnehmen zu lassen?

Zu 4.

Die Erfindung dieses Gesprächs zwischen dem Aussprache-Leiter und den Teilnehmern soll dazu dienen, beiden Seiten die Möglichkeiten einer sachlichen und aufklärenden Unterhaltung über solche Gegenstände zu zeigen. Es brauchen dabei nicht end-

gültige Stellungnahmen oder dogmatische (lehrhafte) Behauptungen herauszukommen, sondern es soll hingewiesen werden auf die Notwendigkeit, die Anteilnahme an den Gegenständen der Stunde wachzuhalten und in zwangloser Erläuterung die Fragen nach dem Zielpunkt des Religiösen hin zu besprechen und zu klären. Religiös ist die Gesamtschau des Kosmischen in Beziehung auf den Menschen. Denn nur dieser ist der Mittelpunkt unserer Betrachtung. Was nutzt u n s als den Bewohnern dieser Erde ein Schwärmen über kosmische Gesetzmäßigkeiten und die „herrliche Ordnung im All", wenn diese für den lebenden und kommenden Erdbewohner nur Tod oder Vernichtung durch Erkaltung oder kosmische Explosionen vorsieht?

Darüber hinaus soll dem Leiter der Aussprache eine Wegweisung gegeben werden, wie man zwanglos Gespräche mit jungen Menschen über Fragestellungen sittlicher und glaubensgebundener Art führen und sie zu einem annehmbaren Erfolg der Unterrichtung und Klärung leiten kann.

An anderen Stellen des Buches werden wir weitere Aussprache-Möglichkeiten aufzeigen, wenn schwierigere Probleme behandelt werden. Auch die Wiedergabe eines bereits unternommenen und erfolgreich abgelaufenen Gesprächs aus dem Jahre 1964 soll hier als Beispiel gegeben werden. Es wird zugleich zeigen, welche Fülle von geistigen Anregungen religiöse Auseinandersetzungen bieten können und wie verschiedene Meinungen geduldet oder aber widerlegt werden können.

Als Zielpunkt des vorher behandelten Themas dient der Gedanke: „Der Mensch ist winzig klein, seine Erfahrung ist äußerst begrenzt, aber sein Verstand und Geist ist fähig, sich selbst im Zusammenhang mit dem All zugleich klein und doch unendlich wichtig zu sehen, denn er ist das einzige uns bekannte Wesen, welches denken und von sich Abstand nehmen kann.

I a: Das Lebendige

5.

Das Leben, wie fing es einst an?

In gasförmigem, hoch erhitztem Zustand ist die Masse der Erde einmal, – vor Milliarden von Jahren, – aus der Sonne ausgestoßen worden. Sie umkreiste die Sonne auch als feuriger Gasball und erkaltete in weiteren Milliarden von Jahren, bis sie eine äußere feste Erdkruste erhielt, während im Inneren noch atomare Kräfte freigesetzt wurden und flüssige, glühende Massen sich in ihr bewegten. (Magma).

Die äußere Lufthülle (Atmosphäre) war früher sicherlich noch heißer als heute, wie wir es an der Venus festgestellt haben, die später als die Erde aus der Sonne fortgeschleudert wurde. In dieser gleichsam kochenden Hülle der Erde und auf dem heißen wasserreichen Oberboden unseres kleinen Weltkörpers bildeten sich nun aus chemischen Grundelementen bestimmte Verbindungen (Eiweißverbindungen), die eine andere Wesensart zeigten als die sogenannten „toten" Stoffe. Die Aminosäuren bereiteten den Weg zur Entstehung von Zellgebilden vor, die gewisse Spuren von „ Leben " zeigten, nämlich die Fähigkeit, sich zu teilen und so fortzupflanzen. Aus Einzellern wurden Mehr- und Vielzeller, die in einer fast unendlichen Strecke der „Entwicklung" zu Pflanzen und Tieren führten.

Wir erkennen in diesen unendlich vielfältigen „Entwicklungsreihen" ein „Streben" der Natur zu umfangreicheren, verwickelteren (komplizierten) Formgebilden hin und nennen die nachfolgenden Mehr-Verbindungsgestalten „höhere", eine Wortgebung, die vom menschlichen Standpunkt aus berechtigt ist. So gelangte die Naturentwicklung vor einer oder einer halben Milliarde von Jahren zu der Stufe, wo sich bestimmte Affenarten, die wir Primaten nennen, zu den Vorläufern des heutigen Menschen ausformten.

Wir blicken noch einmal zurück, um zu überlegen, daß ein „Leben" in Gestalt organischer Formen, wie wir sie kennen in Zelle, Pflanze, Tier und Mensch, nur möglich wurde durch das Vorhandensein bestimmter chemischer Elemente, die sich unter besonderen Bedingungen zu Zellen verbanden. Diese besonderen Temperatur-, Druck- und Strahlungsbedingungen sind nebst dem Vorhandensein von Aminosäuren die Voraussetzung für die Entstehung und Entwicklung von „Leben" in unserem, „organisch" genannten Sinne. Wo diese Voraussetzungen fehlen, kann nach unserer Kenntnis kein Leben (in der Form wie wir es kennen) entstehen. Diese Betrachtung lehrt uns, daß die Entstehung organischen Lebens nicht „selbstverständlich" ist und nicht überall einzutreten braucht, ja, nicht überall und zu jeder Zeit eintreten kann.

Diese Erkenntnis hindert uns daran zu glauben, daß unser Leben „etwas Selbstverständliches" sei. Nehmen wir einmal an, daß die Voraussetzungen, die zur Bildung von Lebensformen unseres Sinnes gehören, nur im Sonnensystem vorhanden sind, dann wäre eine Entwicklung zu Pflanze, Tier und Mensch keineswegs in dem uns bisher bekannten All sicher.

Freilich ist es schwer, sich vorzustellen, daß in den Milliarden-Welten des Kosmos, in den Abermillionen von Sonnen und

wahrscheinlich auch Planeten sich nicht Entwicklungen abgespielt haben sollten, die den unseren ähnlich sind. Oder, anders gedacht und gefolgert: Sollte es nicht auch noch andere Möglichkeiten der Entstehung von Leben schlechthin geben als die, welche wir von den Amino-Säuren über die Fotosynthese zu den Mehrzellern hin kennen?
Was folgt für uns daraus, "religiös" gesehen? Was sagt die Bildung des Lebens aus dem Anorganischen zum Organischen herüber bis zum Menschen für das Dasein oder Nicht-Dasein „Gottes" aus?
Unter „religiös" verstehen wir die Gesamtschau des Daseins im Sinne einer zusammenhängenden Entwicklung, die uns eine Auskunft darüber gibt, was dieses Gesamtleben für uns Menschen bedeutet. Nun haben wir schon gesehen, daß unser menschliches Dasein im Rahmen und in der Folge und Gesetzmäßigkeit alles organisch Existierenden steht. Das heißt, der Mensch nur ein Teil des Vorganges ist, in dem und durch den alles „Leben" enstand. Kann hier von einem „geschaffenen" Leben die Rede sein? Ist hier ein „Schöpfer" vonnöten, der hinter jedem einzelnen Schritt der Entwicklung steht? Oder schafft sich hier das Weltwesen in seiner milliardenfachen Entwicklungsmöglichkeit in einer seiner Formen auch das sogenannte „organische" Leben? (Die Chemiker und Biologen sagen dafür wohl auch das „plasmatische" Leben.)
Steckt hinter der Gesetzmäßigkeit der Elemente und ihrer Verbindungen, der Atome und Moleküle ein Wille, der alles das leitet oder gar ein Geist, der alles das vorgeplant hat und dann ausführen läßt?
Ist ein „Wesen" oder eine „Kraft" erkennbar, die diese Entwicklung gewollt hat oder die gar darauf abzielte, den Menschen als „höchstes" Wesen auf der Erde zu schaffen?
Wenn man die Frage so stellt, ist es kaum noch nötig, ihren inhaltlichen Sinn zu erörtern. Zwar zeigt sich in den fast unendlichen Reihen der Entwicklung aller organischen Wesen zu immer neuen Formen, die immer verwickelter, zusammengesetzter, vielfacher in ihrem Aufbau auftreten, daß hier ein Drang herrscht, immer Komplizierteres zu versuchen, daß dieser Drang offensichtlich in den Stoffen selbst steckt, vorhanden ist und sie zu neuen Verbindungen antreibt (man nennt dies Immanent-Sein oder Mit-Gegeben-Sein), aber ein anderer Anstoß als der, welcher in den Möglichkeiten der chemischen Stoffe selber steckt, ist nicht zu entdecken. Wir brauchen hier also den Begriff eines leitenden Geistes oder eines hinter den Dingen stehenden Willens oder eines „allgültigen" oder allwissenden Gestalters oder Schöpfers nicht.

6.

Lebendiges, wie verschiedene Gestalt es gewann

Denn die unendliche Natur versucht überall, Leben, Dasein, Form, Gestalt zu gewinnen, sei es in den millionenfachen Arten der unteren Lebewesen, den Ein- und Mehrzellern, sei es in den verschiedensten Formen der einfachsten Pflanzen, Flechten, Moose, sei es in den gefährlichen Viren und Bazillen, den abertausend Keimen des Nützlichen und Schädlichen, die sich in Luft und Wasser, Erde und Pflanze, Tier und Mensch verbergen, sei es in den lebenden oder toten, verwesenden oder gesunden Stoffen: überall „w e s t", bewegt es sich, zeugt es, pflanzt es sich fort, benützt es andere Wesen zum Wachsen und Gedeihen oder zerstört diese, um selber lebensgierig vorwärts zu kommen. So ist all unsere Erde und ihre Atmosphäre dazu, die Gewässer und Meere, Flüsse und Seen, Quellen und Sprudel von Lebendigem erfüllt, das dem einen Wesen nützt und dem anderen schadet, das sich erhält und fortpflanzt, indem es sein anderes „Geschöpf" auffrißt und vernichtet: alles Leben lebt vom eigenen und anderen Leben zugleich.

Jede Form sucht sich zu behaupten, jede Art sucht sich weiterzuentwickeln, auf Kosten anderer oder durch eigene Kraft und Robustheit, unendlich sind die Wege, welche die Natur geht, um den gewaltigen Kreislauf des Lebendigen in Gang zu erhalten und das Urgesetz zu erfüllen, nach dem jedes Leben angetreten ist: sich selbst zu erhalten, sich selbst zu vermehren, sich selbst zu steigern, sich selbst zum Herrschenden zu machen, – oder auch zu dienen, um im anderen und mit dem anderen sein Dasein zu vollenden.

Dies ist das erste Lebensgesetz, das wir erkennen: Alles Leben will leben, sich vermehren, sich durchsetzen, sich erhalten, um sich zu steigern und sich zu neuen Formen immer weiter zu bilden.

Man spricht daher in der Philosophie (Weisheitslehre) von einem „Lebenswillen", der in den meisten Wesen „unbewußt" ist und die Wünsche und Strebungen dieser Wesen bestimmt. Auch im Menschen ist dieser Lebenswille vorhanden, aber dort, nur in uns, – kann er auch bewußt werden. Trotzdem (obwohl er bewußt werden kann) ist er eine leitende und führende Kraft in uns. Wer einen solchen Lebenswillen nicht besitzt, bewußt oder unbewußt, wird in schwierigen Lagen des Lebens den Ansprüchen der Gefahr nicht gewachsen sein. Das erste also, was auch den Menschen erhält und befähigt, weiterzuleben, ist der

Lebenswille, nicht der Intellekt (der Verstand, das Denken, die Betrachtung, die Kritik). All das kann Hilfsmittel sein, um den Willen richtig einzusetzen, zu lenken, ihm gangbare Wege zur Selbsterhaltung zu zeigen. Aber das erste muß immer der Wille bleiben, sich selbst zu erhalten und sich im Lebenskampfe durchzusetzen.

Wo dieser Lebenswille nachläßt oder gar erlischt, im Einzelnen oder in der Gemeinschaft des Volkes, da fehlt die Hauptsache, die Bereitschaft zur Selbstbehauptung, welche die Voraussetzung für alles Weiterleben ist.

Gesunde Völker, einfach zivilisierte Völker, solche, die den Urformen des Lebens noch nahe sind wie Jäger und Viehzüchter, Bauern und Fischer, an einfachen Arbeiten geschulte Menschen, sind selten in Gefahr, sich in blassen theoretischen Grübeleien zu verlieren, wie dies und das und jenes wohl am besten eingerichtet sein könnte, wenn dies und das und jenes geändert würde. Sondern einfache Menschen packen das Tagwerk, die Aufgabe, die ihnen bevorsteht, die Arbeit, die zu machen ist, fest und sicher an. Oft ergibt sich die Lösung einer Sache oder Aufgabe, einer Frage oder Schwierigkeit, indem man sie angreift und im Arbeiten überwindet und bewältigt.

7.

Entwickelnd drängt es zu Form

Der Lebenswille treibt jedes Wesen an, sich zu erhalten und zu vermehren. Denn „erhalten" bedeutet ja zugleich, daß man auch die nächste Generation erhält, das heißt, daß man sich vermehrt. Auf den einfachsten Lebensstufen erfolgt die Vermehrung durch Teilung der Zelle, in den „höheren", also verwickelteren Formen geschieht die Vermehrung durch geschlechtliche Fortpflanzung. Hierzu hat die Natur den Grundsatz der Zweigeschlechtlichkeit „gefunden". Zwei Wesen verschiedenen Geschlechts haben sich ausgebildet, man nennt diese männlich und weiblich. Aus ihrer Spannung und gegenseitigen Befruchtung geht das neue Wesen hervor, welches wieder entweder weiblich oder männlich wird. (Gelegentlich entstehen auch Zwillinge, die entweder gleichgeschlechtlich sein können oder verschiedengeschlechtlich sind.)

Aber noch ein anderes geschieht, das wir, da es so selbstverständlich erscheint, kaum noch beachten. Aus dem Wesen der einen Gattung – sagen wir Affe – wird immer wieder nur ein

Wesen derselben Gattung gezeugt und geboren. Dies sagt aus, daß sich die Fortpflanzung im Rahmen gestalteter Formen vollzieht, in Arten die fast unveränderlich sind, außer daß sie sich klimatischen Gegebenheiten anpassen oder bei verschiedenen Lebensbedingungen (zum Beispiel der Nahrung) leicht verändern, ohne aber ihre eigentlichen Artmerkmale zu verlieren. Aus dem Affen kann also ohne weiteres nicht etwas anderes werden, zum Beispiel auch kein Mensch. Und trotzdem besteht das andere Gesetz, daß sich ein Wesen „aus dem anderen entwickelt".

Wie diese Gegensätzlichkeit zu lösen ist, werden wir später sehen. Ohne Not jedenfalls, ohne zwingende Gründe, ohne hinzukommende Tatsachen, Vorgänge und Ereignisse verändern sich ihre Arten nicht. Man sagt dafür auch: sie sind „erbfest".

Das Gesetz der Artenbildung gilt für alle Lebewesen. Innerhalb der Arten können, wie wir erläutert haben, zwar gewisse Veränderungen (Variationen) eintreten, die durch Klima, andere Lebensverhältnisse oder besondere Nahrungsform bedingt sein mögen, aber die Grundart bleibt dieselbe. Es gibt zum Beispiel viele Pferde-Unterarten (die man Rassen nennt) – man kann solche auch durch Züchtung heranbilden und entwickeln – aber Pferd bleibt eben Pferd, Zebra bleibt Zebra, Esel bleibt Esel und Maultier bleibt Maultier. Die Natur läßt offenbar nur eine gewisse Spielbreite der Entwicklungsmöglichkeit zu, unendlich aber sind diese verschiedenen Möglichkeiten nicht.

Worin liegt der Grund (logisch gesehen) oder die Ursache (mechanisch gesehen) hierfür? Sie liegt darin, daß Arten Lebensformen sind, die von der Natur gleichsam erzeugt und gezüchtet werden und in dieser besonderen Form einer besonderen Aufgabe, einem besonderen Klima, oder besonderen ernährungsmäßigen Bedingungen der freien Natur angepaßt sind. Nur unter diesen Bedingungen, die sie in ihrer Art-Form erlangt haben, können sie dem Lebensgesetz entsprechen, sich behaupten, vermehren und erhalten, sich durchsetzen und so ihr Dasein aufrechterhalten und „ihre Art" fortpflanzen.

In der Artform liegt also die Gewähr des Überlebens: sie ist die Art und Weise, wie eine Tiergattung sich im Konkurrenzkampf mit den tausend Lebensfeinden erhält und bewahrt.

Darwin sprach in seinen biologisch-philosophischen Büchern vom Kampf ums Dasein, vom Existenzkampf alles Lebendigen, in dem nur der „Stärkere", der besser Angepaßte, die vollendete Art also, sich bewähren und durchsetzen kann.

Diese Lebenstatsachen müssen wir beachten und uns immer wieder ins Gedächtnis, ins Denken zurückrufen, damit wir den Boden nicht unter den Füßen verlieren, damit wir auch hinsichtlich des Menschen erkennen, daß er den gleichen Lebensgesetzen unterworfen ist.

7 a.

Im Menschen wird es zur Norm

Nachdem die Fähigkeit bestimmter chemischer Stoffe in besonderen Verbindungen untereinander zum Aufbau mehrzelliger Organismen geführt und dieser Vorgang in Abermillionen von Jahren zur Gestaltung „höherer" Lebensformen in Pflanze und Tier hingeleitet hatte, kam vor einer oder mehr Millionen Jahren die Zeit, wo aus den „Primaten", – Menschen-Affen-Wesen entstanden, die wir „erste" Menschen, wenn auch noch „Affen-Menschen" nennen. Diese „Entwicklung", als welche wir solchen Vorgang bezeichnen, ist allerdings nicht in glatter und gerader Linie vor sich gegangen. Zwischen den einzelnen „Stufen" vom Menschen-Affen zum Affen-Menschen fehlen offensichtlich Jahrtausende oder gar Jahrzehn- oder Jahrhundert-Tausende. Hier klafft fast jedesmal eine L ü c k e , die wir nicht mit unserer wissenschaftlichen Erfahrung schließen können. Es fehlen die Zwischenglieder. So fehlen ebenso die Zwischenglieder zwischen Menschen-Affen zum Affen-Menschen wie die von diesem zum richtigen Menschen. Dies ist ein wichtiger Punkt, der unsere höchste Aufmerksamkeit erfordern und bemühen muß.

Was ist mit dieser Lücke los? Was ist innerhalb dieser Zeitlücke passiert? Welcher neu hinzugekommene Faktor, welches Ereignis oder welcher Vorgang ist eingetreten, daß von einer Form der Schritt zu einer nächsthöheren gemacht werden konnte?

Mit letztgültiger wissenschaftlicher Sicherheit läßt sich über diese „Entwicklungs-Lücke" noch nichts sagen. Aber es gibt Erwägungen, die an Wahrscheinlichkeit grenzen, wenn man annimmt, daß es gewaltige Veränderungen der Erdverhältnisse waren, welche neue Formen durch „Erbsprünge" entstehen ließen. Einen Erbsprung (lat. „Mutation" genannt) nennt man eine Neu-Entwicklung einer Art mit einer wesentlichen Merkmalsveränderung, die aus der normalen Erbanlage nicht zu erklären ist. Solche Erbveränderungen kann man heute künstlich durch Röntgenstrahlen oder atomare Strahlen-Einwirkung erzeugen.

Aber bei diesen Mutationen tritt in der Regel eine „Entwicklung" ein, welche in 999 von tausend Fällen (vergleichsweise) zum Erlöschen der betreffenden Art führt, eben weil diese jähe und sozusagen unausprobierte Neuform dem Leben nicht gewachsen ist. Nur in einem winzigen Bruchteil der Mutationsfälle kann eine günstige Neu-Entwicklung beobachtet werden, – und eine solche wäre es, wenn aus der bisherigen Affen-Menschen-Form ein – in unserem Sinne – wirklicher und richtiger Mensch entstände. Man muß also annehmen, daß eine solche Mutation dann erfolgt ist, als atmosphärische Veränderungen oder Magma-Explosionen oder Strahleneinwirkungen uns unbekannt gebliebener Stärke und Prägung die Erde und die betreffende Art trafen und das Erbgut in einer Mutation, die „günstig" war, veränderten, – zum Menschen hin. Auf diese Weise etwa kann der Erbsprung vom Affen zum Menschen – in verschiedenen Stufen – und in großen Zeiträumen erklärt oder wahrscheinlich gemacht werden.

Aber auch in diesem Falle wäre es unwahrscheinlich, wenn von einem solchen Erbsprung nur e i n e Person oder ein Paar der Gattung Affen-Mensch betroffen worden wäre, denn der Vorgang, der dabei oder davor auf der Erde erfolgt ist, die atomare Explosion oder ein Magma-Aufbruch oder eine atmosphärische Veränderung, Klima-Schwankungen größten Ausmaßes oder Elementveränderungen und Ähnliches würden weitere Gebiete erfaßt und die Wesen in diesem Gebiet alle „mutiert" haben.

Nehmen wir also an, daß der Mensch in einer sprunghaften „mutierten" Veränderung aus der Tierreihe entstanden ist und sich dann – mit einem leicht veränderten Erbgut – fortgepflanzt und ü b e r l e b t hat. Ein ganz seltener Fall einer Mutation also, die nicht tödlich für die Gattung endete, sondern zu einer – in unserem Sinne – positiven und „höheren" Entwicklung hinführen konnte, bis zum heutigen Menschen, dem Homo sapiens, wie man ihn nennt, wenn diese Bezeichnung auch höchst fragwürdig ist, angesichts der Torheiten und Verbrechen, die er immer noch laufend auf der Erde anrichtet. „Sapiens" heißt nämlich „weise" – und weise ist der durchschnittliche Mensch gewiß nicht.

8.

Zweites Gespräch: Was ist Leben?

Alwis: Über das scheinbar Einfachste muß man am tiefsten nachdenken, weil es so selbstverständlich ist, daß man es kaum beachtet oder gar nicht im Bewußtsein genau registriert. So ist es auch mit dem „Leben".

Nun sagt mir bitte einmal, was Ihr nach dem vorher Gehörten unter „Leben" versteht?

Inga: Ich glaube, man nennt Leben das, was „lebendig" ist, also sich bewegt und fortpflanzt.

Alwis: Und wie steht es mit den Pflanzen?

Inga: Ach ja, die gehören natürlich auch zum Leben.

Alwis: Und wie steht es mit den Bazillen und Viren, die Krankheiten verursachen und oft sogar zum Tode anderer Lebewesen führen?

Inga: Ja, natürlich, die gehören auch zum „Leben".

Alwis: Da seht Ihr aber, daß das gar nicht so einfach ist: nämlich hier fängt es schon an, daß e i n Leben das andere vernichten kann. Oder eßt von einer schädlichen Pflanze, und Ihr merkt, daß es viele Arten von Leben gibt, die einander schaden, sozusagen „Feind sind", den andern zerstören oder krank machen. Leben ist also etwas sehr Verwickeltes und Vielfaches. Es ist zwar als „Lebendiges" eine Einheit, aber eine Lebenseinheit bedeutet nicht schon Lebensfriede oder Lebensgemeinschaft. Sondern oft Kampf gegeneinander und Schädlichkeit für den einen und Nutzen für den andern.

Rolf: Kann man nicht fragen, w a r u m das so ist? Oder, ob das einen S i n n hat?

Alwis: Welchen Sinn es absolut hat und warum das so ist, das weiß man, – meiner Meinung nach, – nicht. Wir stellen zunächst nur fest, daß es so ist, wie es ist.

Ich will damit sagen, daß die Tatsachen des Lebens, also auch die Widersprüche oder die Gegensätze in sich und unter dem Gesichtspunkt gesehen, daß alles einen Sinn haben m ü ß t e, eben keinen absoluten „Sinn" haben. Aber das besagt nicht, daß wir Menschen ihnen keinen Sinn für u n s geben können. Wir müssen das sogar, damit das Leben für uns alle einen inneren Zusammenhang behält und damit wir uns danach richten können.

Boda: Aber wie sollen wir uns denn danach „richten", wenn es an sich keinen Sinn hat?

Alwis: Da stellst Du „an sich" eine sehr richtige und auch sehr wichtige Frage: Wie ich versuchte, vorhin zu sagen, müssen wir M e n s c h e n den Dingen um uns einen

Sinn geben, nämlich einen solchen, der „Sinn" für u n s hat. Und das können wir sehr wohl.

Helmo: Na, da bin ich aber sehr gespannt, wie Ihr Euch aus dieser Klemme zieht. Wie soll man einer Sache einen Sinn geben, die keinen Sinn h a t ?

Alwis: Genau so ist es, wie Du sagst: Wir müssen einer Sache, einem Gesamtzusammenhang, einer grausamen Lebensgesetzlichkeit, – nämlich der Tatsache, daß ein Wesen der Todfeind des anderen sein kann, – einen „Sinn" geben.
Ich wollte Euch nur dieses Problem, diese Frage ganz klar machen, deshalb habe ich sie so „extrem" – bis zum Äußersten – zugespitzt.

Rolf: Ich finde, das ist interessant, man sieht das Leben von einer ganz anderen Seite, die Krankheiten, den Tod, die Ärzte, die Medizinen: das alles gehört doch sicherlich zu dieser Frage.

Alwis: Hier sind wir nämlich wieder an einem Punkt angelangt, wo eine naturwissenschaftliche Frage zu einer „r e l i g i ö s e n" wird. Denn die Frage nach dem „Sinn des Lebens" ist eine religiöse Frage, da sie den Gesamtzusammenhang des Daseins angeht.

Inga: Und nun sagt uns bitte, was Ihr für den Sinn all dieser Dinge – für uns Menschen – haltet.

Alwis: Ich möchte Euch aber ganz bescheiden antworten, und das aus einem einfachen Grunde. Ich glaube nämlich nicht – und alle meine Freunde aus unserem Glauben stimmen mir darin zu, – ich glaube nicht, daß es hier einen allgemeinen Sinn für alle Menschen zugleich gibt; oder besser gesagt, daß der Sinn, den Menschen dem All und dem Lebendigen geben können oder wollen, derselbe für alle ist.
Wir glauben nämlich (und das ist eigentlich durchaus normal und verständlich), daß jede besondere Menschenart den Dingen – aus ihrer Schau und nach i h r e r Erkenntnis und nach ihrem Lebensstil und -Gefühl einen i h r entsprechenden Sinn geben wird. Daß also jede verschiedene Menschenart sich einen eigenen Sinn macht und daß dieser dann für diese und keine andere Menschenart verbindlich ist.

Rolf: Dann haben also alle Menschenarten einen anderen Lebenssinn gefunden und sozusagen auch jeder eine andere Religion"?

Alwis: Ja, so muß man das wohl nennen. Seht mal an: Wenn Ihr Euch in der Geschichte und der Kultur der Völker umschaut, dann seht Ihr ja, daß jedes Volk und jede große Kulturgruppe andere Vorstellungen, andere Werte, andere „Götter", andere Kunstformen, andere Lebensgewohnheiten hat. Wie sollten sie da nicht auch ganz verschiedene Vorstellungen vom Gesamtzusammenhang der Dinge haben. Findet Ihr nicht auch?

Helmo: Das sehe ich ein, und das glaube ich auch. Aber wenn das so ist, dann möchte ich wissen, was wir Europäer für eine Folgerung aus den Lebenstatsachen ziehen sollen und was also u n s e r Lebensbild ist.

Inga: Ja, das muß jetzt eigentlich gesagt werden. Alwis, könnt Ihr uns nun hier das sagen?

Alwis: Ich will zunächst nur sagen, daß für uns Nordeuropäer ein Sinn des Daseins und unseres eigenen Lebens immer gegeben war. Dieser liegt auf mehreren Ebenen. Auf der Ebene des Geistigen lautet der Sinn wohl so, daß wir uns bemühen müssen und wollen, recht viele Erkenntnisse zu sammeln und diese so zu ordnen, daß sie ein wissenschaftlich begründetes Weltbild ergeben. Ich glaube, daß mir jeder darin zustimmen wird.

Zweitens glaube ich – und unsere Glaubensgefährten glauben im wesentlichen dasselbe, daß unser persönliches Leben sich nach den Aufgaben richten muß, die wir im Beruf, in jeder Arbeit, im Verhältnis zum nächsten Menschen v o r f i n d e n.

Dazu gehören auch alle Aufgaben und Pflichten, die wir in der größeren Gemeinschaft unseres Volkes zu erfüllen haben.

Und schließlich führt Eure Frage zu der letzten und entscheidenden, die wir die religiöse Frage nennen:

Welchen Gesamtzusammenhang scheint uns (Menschen nordeuropäischer Art) das Weltall mit unserem Leben als irdischen Menschen zu haben? Das wäre die letzte große und die eigentlich religiöse Frage, die Ihr hier aufnehmt und die wir hier auch gründlich behandeln wollen.

Wenn Ihr nun verlangen würdet, ich sollte Euch diese Frage in fünf Minuten beantworten, so würde ich sagen, das würde nur auf einige Formeln und Sätze hinauslaufen, wie etwa die Christen sagen: Ich glaube an Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und an seinen eingeborenen Sohn usw. usw.

Das könnten wir in ein paar Sätzen auch tun, und solche Sätze haben wir auch. Sie stehen im Bekenntnis Unserer Art und im Artgelöbnis. Aber das hätte keinen Zweck für Euch, denn wir wollen ja gerade alle diese Fragen hier unter uns entwickeln, besprechen und für uns zu lösen versuchen. Und daher sage ich zunächst nur dies:

Wir sind an dem Punkt angelangt, wo wir erkennen, daß jeder Mensch und jede Menschenart nach dem Sinn des Gesamtdaseins fragen muß und w i r d , wenn das Bewußtsein dieser Fragen erst wach geworden ist. Oder, anders ausgedrückt, man fragt danach, wenn einem solche Probleme brennend werden, um das eigene Leben vernünftig und überschaubar – innerlich überschaubar und zusammenhängend – zu ordnen.

Wir fragen daher, was unsere Menschenart in ihren ganz frühen Bewußtseinsstufen gedacht und gefühlt, sich zugeordnet und als ihr eigenes Weltbild bejaht und geformt hat. Dann haben wir einen Anhaltspunkt dafür, was in unserer eigenen Seele als Sehnsucht und Schau, als Streben und Ahnung, als Erkenntnis und Traum, als Hoffnung und Glaube gelebt hat. Wenn wir dies festgestellt und herausgefunden haben, werden wir einen Anhaltspunkt dafür bekommen, was unsere Kulturleistungen in der Vergangenheit bewirkt hat, welche Kräfte und Gaben es sind, die unsere Vorfahren beflügelt haben und welche Folgerungen sie daraus gezogen haben. Auf eine einfache Formel gebracht:

Erkenne die Wesensart Deiner Vorfahren – in Nordeuropa, – und Du erkennst Dich selber.

Aus diesem Grunde wollen wir zunächst die Entstehung Unserer Menschenart verfolgen und nachprüfen und dann sehen, welche Schlüsse sich daraus für unser jetziges Bewußtsein und für unsere jetzigen Aufgaben in der Welt ergeben.

II. Teil:

Von der Entstehung der Menschenarten bis zum Nord-europäischen Stamm

9.

Der „homo sapiens"

Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist der „Mensch" infolge einer Mutation (eines Erbsprunges oder Quantensprunges) aus der vorhergehenden Tierreihe der „Primaten" (Menschen-Affen)

hervorgegangen. Wir halten es nicht für annehmbar, daß diese Mutation nur an einem einzigen Wesen erfolgt ist, sondern sind der Meinung, daß die Ursache des Erbsprunges (das heißt der plötzlichen Veränderung der Gene (Erbanlagen) es bedingt hat, daß zum mindesten ein ganzes Gebiet, wo solche Primaten vorhanden waren, betroffen wurde. Und daß alle diejenigen Individuen, welche sich in diesem Gebiet befanden, **diese alle von der Mutation erfaßt wurden.** Es ist sogar möglich anzunehmen, daß die gewaltige Strahlungsveränderung oder die atomare Explosion innerhalb der Erde, die als ungeheurer vulkanischer Ausbruch sichtbar und wirksam wurde, größere Teile der Erde erfaßt und so vielen verschiedenen Menschen-Affenstämmen die Möglichkeit geboten hat, durch eine Erbkeimveränderung (Chromosome) ihre Entwicklung ruckartig zu beschleunigen, zu verändern, in andere Bahnen zu leiten.

(Auch dieser Gesichtspunkt ist wichtig, da das Christentum in seiner Lehre behauptet, alle Menschen stammten von einem einzigen Paare ab! Dies aber ist höchst unwahrscheinlich.)

Nun steht es aber fest, daß nach allem, was wir wissen – durch Grabungsfunde aus der frühesten Menschheitszeit – verschiedene Formen von Urmenschen auftauchen, die keineswegs alle die gleichen Merkmale zeigen. Schon dies weist darauf hin, daß der „Mensch" nicht von einem einzigen Ort oder Paar oder Ausgangspunkt herstammen kann, sondern daß schon sein erstes „Entstehen" vielfältiger war, als es die Bibel in ihrem Adam-Eva-Märchen annimmt.

„Homo sapiens" bedeutet „kluger, weiser, wissender" Mensch und soll den „wirklichen Menschen" im Unterschied zu der vorausgegangenen Affen-Menschen-Form bezeichnen. Schon hier müssen wir mit höchster Genauigkeit diesen Unterschied (Erbsprung) kennzeichnen, indem wir uns fragen, was denn eigentlich den Unterschied zwischen Tier und Mensch a u s m a c h t? Ist es der aufrechte Gang, der diesen Unterschied bewirkt oder die Vergrößerung des Hirns, welche bei den Menschenformen im Gegensatz zu den Affen-Formen festzustellen ist, oder ist es etwas anderes, vielleicht G e i s t i g e s , wenn man diesen Ausdruck auf der Stufe des primitivsten Menschenwesens gebrauchen darf? Ist es etwa die S p r a c h e , die mit einem Mal diesem neuen Menschenwesen eigen war (oder von ihm entwickelt wurde?).

Oder ist es schließlich etwas, das wir „Bewußtsein" nennen, das heißt, die Fähigkeit, die Gegenstände, die man bemerkt, bewußt einzuordnen und als solche zu erkennen. Oder ist es die letzte

Fähigkeit (die heute noch manchem Menschen keineswegs voll gegeben ist), nämlich zu sich selbst Abstand zu gewinnen und sich und seine Handlungen kritisch zu betrachten und zu beurteilen?

An dieser Aufzählung von Unterschieden, die der Mensch gegenüber von Affen-Tieren hat, erkennen wir, daß es unmöglich ein einziger Schritt gewesen sein kann, der mit einem Mal das Tier vom Menschen trennte.

Sondern es liegt auf der Hand, daß die höchste Sprosse der Stufenleiter vom aufrechten Gang bis zum Selbst- und Eigenbewußtsein nicht in einem einzigen Entwicklungsgang erreicht sein konnte, weil noch heute „primitive" Stämme und Völkerschaften auf einer Bewußtseinsstufe des Hindämmerns, der halben Unbewußtheit und des dreiviertel-unkritischen Vorstellens und Handelns befindlich sind.

Der Mensch ist auch heute, nach etwa 500 000 Jahren (oder etwa gar nach einer oder mehreren Millionen von Jahren?) nicht auf der gleichen Entwicklungsstufe angelangt, sondern teilt sich in hundert und aberhundert von Formen und Bewußtseinsstufen, die kaum miteinander vergleichbar sind.

Die Entstehungsfragen der einzelnen Menschen-Arten sind noch weitgehend ungeklärt. Bisher lehnt man – wissenschaftlich allgemein – die Vorstellung ab, daß es menschenähnliche Wesen bereits im Tertär gegeben habe. Im Alt-Tertär herrschte auch in Nord-Europa tropisches Klima. Die Braun- und Steinkohlenlager, die in Grönland z. B. zu finden sind, stammen aus dieser Zeit, wo ungeheure Nadel- und Laubbäume gewachsen waren, die später bei Erdumwälzungen und vulkanischen Ausbrüchen unter großem Druck und hoher Temperatur zu Kohle wurden. Auch die großen Ölvorkommen, die man kürzlich in und bei Alaska entdeckt hat, stammen aus dieser Zeit. Der M e n s c h wird wohl an der Wende von der heißen Tertiär-Zeit zur anfänglichen Quartär- und späteren Eiszeit aus der Tier-Reihe hervorgegangen sein. Hier würden wohl auch die Mutationen entstanden sein, die den Primaten zum Menschen machten.

Bisher sind es zwei Gebiete, die uns mit ältesten Funden aus der Menschheitsgeschichte beliefert haben, nämlich die Inselwelt des malaiischen Archipels (Java und Borneo usw.) und Südostafrika, wie Kenya und die südlichen Teile wie Rhodesia und das Kapland. Zur ersten Gruppe gehört auch China (der Peking-Mensch) und Indien, wo manche Forscher und Wissenschaftler den Übergang vom Tier zum Menschen für möglich oder gar wahrscheinlich halten. (Z. B. der Jesuiten-Professor

Muckermann, der im Berlin der 50er Jahre Anthropologe war). Dieser war in der nationalsozialistischen Regierungszeit ein erklärter Gegner der wissenschaftlichen Anschauungen anderer Rasseforscher und Anthropologen wie Prof. Günther und Prof. Otto Reche.

Die heutige Forschung und Grabung hat sich hauptsächlich Südafrika zugewandt, wo der Oldoway-Mensch auf 500 000 Jahre vor Ztwd. geschätzt wird. Er zeigt bereits deutliche Spuren typisch menschlicher Tätigkeit und menschlichen Wesens.

10.

Vom Neandertaler zum Cro-Magnon-Menschen

Wir müssen nun von der „Entstehung" des „ersten Menschen" (besser: d e r e r s t e n Menschen) bis zur Ausbildung verschiedener Arttypen einen großen Sprung machen. Einesteils, weil diese lange Periode sich noch vielfach den Grabungsforschungen entzieht, und zum andern, weil wir hier keine Theorie der Rassenentstehung geben wollen.

Eines nur scheint in dieser Hinsicht sicher zu sein, daß die drei großen Menschenarten, die Schwarzen, die Gelben und die Weißen, eine lange Eigengeschichte haben müssen, die weit bis zu den Anfängen des Menschentums überhaupt zurückreicht. Denn die ausgeprägte Eigenart, die jede dieser Großrassen zeigt, muß auf eine jeweils hunderttausendjährige Vorgeschichte zurückgehen, deren einzelne Stufen wir noch nicht kennen. Auch hier müssen noch einmal – oder mehrere Male – Mutationen vorgekommen sein, die vorhandenes Erbgut abgewandelt, wenn auch nicht völlig zu einer neuen Art hin verwandelt haben. Aber wir wissen nichts von dieser Stufung in drei gesonderte Teilarten des Menschlichen und kennen die Gründe dafür nicht vollständig oder überhaupt nicht. Wir wissen aber, daß die äußeren Verschiedenheiten zugleich tief innerliche Wesensverschiedenheiten anzeigen und daß die „Seele" der weißen, gelben und schwarzen Menschenart grundverschieden ausgebildet worden ist, daß jede unter anderen Klima- und Umweltbedingungen entwickelt und daß die Vorstellungswelt und der geistige Umfang wie Inhalt bei jeder andersartig geformt wurde.

Wir wenden uns nun Erscheinungen zu, die wissenschaftlich weitgehend erforscht sind und für die Belege und Beweise in reichem Maße und gesicherter Form vorhanden sind. Wir kom-

men damit auf festes Land, es ist das Europa der Zwischen- und Nacheiszeit, einer Periode, die etwa von 200 000 bis 50 000 vor Ztwd. reicht.

In der Eiszeit war Europa bis zum Rand der Mittelgebirge von Schnee und Eis bedeckt. Von Süden her, den Alpen, erstreckte sich ebenfalls ein Gletscherrand, der den Raum zwischen den unzugänglichen Schneefeldern und Eispartien einengte, so daß in Deutschland zwischen Main- und Donaulinie nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen von ein paar hundert Kilometern bewohnbar blieb. England war in der weitesten Ausdehnungszeit fast ganz im Eis, ebenso Norwegen und Schweden, Dänemark und Ostdeutschland bis etwa zur Warthelinie und bis Warschau hin. Rußland wies die gleichen Verhältnisse auf und folgt im allgemeinen der gesamt-europäischen Entwicklung der Diluvialzeit.

Es gab aber in den Jahrhunderttausenden einige wärmere Klimaperioden, in denen die Gletscher nach Norden und Süden zurückgingen, man nennt sie Zwischeneiszeiten und zählt ihrer drei bis vier. In den wärmeren Tälern konnten Menschen jagen, dem Wild nachstellen, das aus vielfachen Großarten wie Mammut und Altelefant, Riesenbären und Löwen- und Tiger-artigen Raubtieren bestand. Dazu muß eine reiche Fülle von Steppen- und Lauftieren in der Savanne zwischen den Nord- und Südgletschern die Gras- und Buschpartien der Landschaft bevölkert haben, deren Menge wir nur anhand von ähnlichen Verhältnissen in Amerika, als die ersten weißen Siedler dorthin kamen, ermessen können.

In den freien Partien zwischen den Gletschern hat die Grabungswissenschaft (Archäologie und Paläontologie) die ersten menschlichen Schädel- und Knochenfunde, manchmal z. B. nur ein Kieferstück, ergraben, oft durch Zufall entdeckt, später systematisch gesucht und geborgen. Hier war der Neandertaler die erste bedeutende Auskunft über Art und Aussehen der Frührassen Europas. (Neandertal bei Düsseldorf, benannt nach einem Gelehrten, der dort zu wandern pflegte). Die großen Gelehrten jener Zeit, wie z. B. der Mediziner Virchow, bezweifelten rundweg, daß es ein menschlicher Schädel sei und lehnten alle Folgerungen aus diesem Funde für die europäischen Altrassen ab. Erst als sich die Kennzeichen dieser Menschenart mehrten und unübersehbar wurden, galt der Neandertaler als der erste Frühmenschentyp in Europa. Der Neandertaler-Mensch ist ein Urtyp von großer Primitivität. Er zeigt alle Kennzeichen einer Urrasse, verhältnismäßig niedrigen und breiten Körperbau, mächtige Schultern, recht lange Arme und einen Schädel mit vorsprin-

gender Mund- und Gebiß-Partie, fliehender Stirn und vermutlich plumpem Gang und kurzem Unterkörper.

Er fertigte rohe Abschläge von Feuer- und anderen Gesteinsarten als Faustkeile an und benutzte offensichtlich bereits das Feuer zum Lagern und Speise-Bereiten. Soweit sind wir über ihn orientiert. Wie sich herausstellte, war er über ganz Europa in kleinen Gruppen, Sippen- und Horden-mäßig verbreitet, war in Palästina und bis zum Kaukasus zu finden und stellte die einzige Bevölkerung in der Alteiszeit bis etwa 50 000 vor Ztwd. dar. Wir wissen nicht, woher er kam, jedoch wird die Vermutung einer afrikanischen Herkunft und Abstammung naheliegend sein, da er auch in Nordafrika gefunden wurde.

Sehr eigenartig und auffallend ist nun, daß er „sozusagen plötzlich" verschwand. Das bedeutet in der menschlichen Frühgeschichte einen Zeitraum von einigen tausend Jahren. Wir wissen auch, wer ihn ablöste, beziehungsweise verdrängte oder vernichtete. (Menschenfresserei liegt in jener Frühzeit überall im Bereich des Nach-Primaten-Lebens.) Eine neue Rasse von Menschen tauchte um 50 000 vor Ztwd. auf und machte dem Neandertaler den Garaus. In einer Höhle Mährens entdeckte man eine ganze Pyramide von Schädeln, hübsch aufgebaut, die mit höchster Wahrscheinlichkeit allesamt von einem Massen-Opfermahl stammen, entweder von stärkeren Stammesbrüdern veranstaltet oder von der neuen Rasse angerichtet, die nun in Erscheinung tritt.

Nach den ersten Fundorten in der Dordogne, Südwestfrankreich, im Vezère-Tal nennt man diese Menschenart die Cro-Magnon-Rasse. Der Cro-Magnon-Mensch ist der Vater der heutigen europäischen Menschenarten. Außer geringen Einschlägen asiatischer Formen (Hunnen, Dschingiskhan, Ungarn-Stürme, Türkenkriege) ist die europäische Bevölkerung noch heute die Nachkommenschaft derjenigen Menschenform, die auf den Neandertaler folgte, ein wenig durchgemischt unter sich und leicht gesprenkelt von fern- oder nah-östlichen Zusätzen. Sonst aber ist die „Einwohnerschaft" Nord- und Mitteleuropas im wesentlichen „unter sich" geblieben. Diese Tatsache ist zu beachten, wenn man von „Rassemischung" oder „Rassereinheit" redet.

Der Cro-Magnon-Mensch war höher gewachsen als der Urmensch aus dem Düsseldorfer Tal. Seine Normalgröße kann mit 1,72 bis 75 angegeben werden, das Gesicht war länglich, der Körperbau schlank, die Nase schmal und gerade, das Kinn wohlproportioniert, der Hinterkopf ausgeprägt, zur Langschädlichkeit neigend, der Unterkörper gestreckt, die Haltung aufgerichtet und der Blick kühn und fernsichtig.

Eine neue Rasse war erschienen und ergriff Besitz von dem Boden Europas. Von Spanien bis zum Ural und darüber hinaus, von Norwegen und England bis nach Süditalien, von Palästina bis zum Schwarzen Meer ist dieser Menschentyp zu finden, und er entwickelte sich in den folgenden Jahrtausenden zu den Unter- und Sonderarten, die wir – als besondere Formenprägung einer Großart – Unterrasse oder „Rasse" schlechtweg nennen. Aus der gemeinsamen Cro-Magnon-Großart sind alle europäischen „Unterarten" hervorgegangen, die im Grunde als Variationen angesehen werden können, obwohl (oder weil) sich in ihnen gewisse verschiedene Typen ausbildeten, die im Seelenwesen und im Körperbau sich leicht umgebildet haben und die wir heute als Nordeuropäer bereits als leicht fremd-artig empfinden.

Und zwar zeigt sich bei eingehender Betrachtung der verschiedenen Unterarten deutlich ein Abfall von Norden nach Süden hinsichtlich der Eindeutigkeit der Merkmale. Aus der sicherlich braunäugigen und braunhaarigen Cro-Magnon-Großrasse entwickelte sich im Laufe der folgenden Jahrtausende und Jahrzehntausende eine hellhaarige und helläugige Menschenart, die im nördlichen Teil des europäischen Gesamtgebietes erwuchs und diese Merkmale durch die Einwirkung polarer Himmelsstrahlung, schneefeuchten Dauerklimas und sehr gemäßigter Temperaturen erhielt. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Gletscher im Norden bis zum Rand der Mittelgebirge überall Kaltluft und große Feuchtigkeit verbreiteten, wie man es heute noch erleben kann, wenn man unter dem Rand der Großgletscher in Südisland die einzige Straße zwischen Hochfläche und Meer dahinfährt und einen – selbst im strahlendsten Sonnenschein – der kühle Hauch der Riesenferner (Myrdals-, Eyjafjall- und Vatnajökull) kalt und erschauernd entgegenkommt, sobald man aus dem schützenden und geheizten Wagen nach außen getreten ist.

Ein Teil der Cro-Magnon-Rasse fand offenbar Freude daran, diesem Riesengletscher Nordeuropas treu zu bleiben, wohl deshalb, weil jahrhundertelange Gewohnheit sie gelehrt hatte, daß das jagdbare Wild sich gern zur Tränke am Rande der Wasser bewegte, die von dem Gletscher herunterkamen. (Siehe auch hier wieder Island). Das Rentier zumal, Speise und Jagdbeute der Nordmänner für Jahrhunderte, hielt sich in den feuchten und moorigen Steppen des Gletscherrandes auf und folgte im Generationszuge auch dem zurückweichenden Eis-Ungeheuer, das ihm doch Nahrung, Wuchs und Wasser spendete. So folgte auch der Rentierjäger der Cro-Magnon-Rasse dem in Jahrhunderten

weichenden Gletscher und empfing dort von ihm und der kühlen, feuchten Polarluft seine besondere „nordische" Prägung, Kühnheit und Beharrlichkeit, Vorsorge und Jagdeifer und den nimmermüden Kampftrieb, sich siegreich mit der ihn umgebenden Natur, den wilden und schnellen Tieren und auch den fremden Rassen auseinanderzusetzen, die gelegentlich aus dem Süden heraufdrangen, um an der reichen Jagdbeute teilzunehmen, welche das Nordland damals gewährte.

11.

Das Werden der nordischen Rasse

Man bezeichnet die Stufen der Entwicklung der Menschen in der Eiszeit (Diluvialzeit) auch nach der Ausbildung der Werkzeuge, welche die Menschen zu schaffen imstande waren. So spricht man von der Altsteinzeit (Neandertaler als erste Stufe und Cro-Magnon-Mensch als zweite Stufe), der Mittelsteinzeit (Mesolithicum) und der Jungsteinzeit. (Neolithicum) (lithos = Stein). Die Entwicklung der Cro-Magnon-Rasse reicht von der Altsteinzeit bis heute. Schon mit dem ersten Auftreten der Cro-Magnon-Leute ist der Unterschied zum Neandertaler derart in die Augen fallend, daß man bereits aus der Form der Steingeräte auf einen neuen Menschentyp schließen kann. Speer- und Pfeilspitze werden aus Feuerstein geschlagen, Beilformen entwickeln sich vom groben zum feineren hin, und die Kunstfertigkeit und das handwerkliche Geschick wächst bei der neuen Rasse bis zur Jungsteinzeit derart an, daß wir heute staunend vor den Erzeugnissen der Steinbearbeitung stehen, welche geschliffene Flintstücke von Rasiermesser-Schärfe aufweisen, die noch dazu eine oft künstlerisch zu nennende Form gewinnen, die uns entzückt und erstaunt. Am Ende der mittleren Steinzeit, etwa 8 - 5 000 vor Ztwd., erkennt man eine fast vollkommene Beherrschung der Naturgegebenheiten, die siegreiche Auseinandersetzung mit Tier- und Feind-Umwelt und die Neigung, sich in Siedlungen niederzulassen, welche ihre Nahrungsbeschaffung nur zum Teil noch den Jägern überlassen, während erste Formen von Anbau von Pflanzen und Gräsern auftreten, Hund und Schwein, Pferd und Rind erscheinen als Zähmungs- und Domestizierungs- (Haustier-Lebensform)-Ergebnisse, und die Siedlung wird befestigt, was auf längeren Aufenthalt oder gar beständigen Wohnsitz schließen läßt.

Während große Teile der Cro-Magnon-Jäger durch ganz Europa schweiften, leichte Schutzhütten bauten, wenn sie größere Wild-

bestände erwarteten oder gemeinsame Jagden in zahlreicher Horde unternahmen, – wir haben solche Spuren von Großjagdunternehmungen sogar in der Mark Brandenburg (Pritzerbe/Havel), schlossen sich Sippen und Großfamilien zu vorläufigen und später festen Wohngemeinschaften zusammen, wo die Nahrungsverhältnisse günstig schienen. Das war besonders dort der Fall, wo mit gewissen „festen Beuteerträgen" gerechnet werden konnte, nämlich beim Fischfang. Wenn noch dazu gewisse Haustiere gezähmt den Horden folgten und die Fertigkeit des Pflanzens von bestimmten Gras- und Kornarten gesichert war, mußte der Übergang zu einer festeren Siedlungsform in Erd-, Holz- und Steinbauten gelingen. Solche Übergangsformen sind in England und Schottland, in Jütland und Holstein erwiesen.

Eine frühere Pflugform, um 5 000 datiert, ist im Oldenburgischen gefunden worden. Wir nähern uns hier – in der Betrachtung der Entwicklung unserer Menschenart – einem entscheidenden Punkte. Wenn der Übergang vom Jäger- und Sammler-Dasein zum festen Siedlungswohnsitz vollzogen ist, wenn Viehzucht, steter Fischfang und Pflugarbeit den Lebensunterhalt sichert, ist der Beginn der Bauernkultur und damit der Stammes- und Volksbildung gekommen.

Im Raume des mittleren Nordens, am Rande der weichenden Gletscher (13 000 vor Ztwd. in Nordeuropa) bis zum Mittelgebirge, um die Ostsee und Nordsee herum, in England, Schottland und Irland, Schweden, Jütland und Dänemark bilden sich nordische Stämme aus, die im wesentlichen die gleichen Züge getragen haben werden wie der heutige Mensch, nur weniger von fremden Einschlägen gemischt, als wir heute sind. Ein Merkmal soll nachgeholt werden, was den „nordischen Typ" bis heute kennzeichnet, rötliches Haar mit zarter weißer Haut, die starker Sonnenstrahlung nicht gewachsen ist, weil sie Jahrtausende lang unter gemäßigter Sonne und kühl-feuchter Luft entstanden war. Es ist der Typ, den das Märchen mit den Worten „wie Milch und Blut" schildert.

12.

Die Jungsteinzeit

Die Jungsteinzeit wird in Europa gerechnet von etwa 8 000 bis 2 500 vor Ztwd. Hinsichtlich der Geräte kann man sie eine Kultur der feinsten Steinbearbeitung nennen. Beil- und Speerspitzen-Formen sind von wunderbarer Genauigkeit der Abschläge und feinster Ausarbeitung der Schneiden und Spitzen, die An-

gelhaken aus Feuerstein sind wie Nadeln und Messer scharf und zweckmäßig, kleine Schaber von zierlicher Form, Beile geradezu elegant und fast überzogen schmal und schnittig. Ein Darüberhinaus konnte es in der Bearbeitung dieses unhandlichen Stoffes nicht geben. Wenn man bedenkt, wie genau die Kenntnis der Absprünge und der Eigenart des Flintgesteins (Feuerstein) bewußt sein mußte und wie geschickt der Handwerker arbeitete, wenn er so kleine Gegenstände wie Haken und Pfeilspitzen schuf, wird einem klar, daß hier ein Höhepunkt einer Steinkultur-Form erreicht war, der nicht mehr übertroffen werden konnte. So differenziert aber wie dieses Handwerk war, so gegliedert war sicherlich auch schon der Aufbau der Sippen- und Stammesgemeinschaft in jener Zeit.

Hier ist die Entstehung jener Stämme und Völker anzusetzen, die in der Folgezeit „Indogermanen" oder „Indo-Europäer" genannt wurden. Mit der festen Siedlungsform in Großsippen verband sich das Zusammengehörigkeitsgefühl, welches schweifende Horden von Jägern nicht mit anderen Horden haben konnten. Denn zwischen diesen herrschte begreiflicherweise der Konkurrenzkampf um die besten Wildsitze (Wilsede in der Lüneburger Heide). Aus den flüchtigen Schutzhütten auf der Wanderung wurden feste Häuser mit einem bezeichnenden Grundriß. Es ist das Nordische Rechteckhaus, welches die indogermanisch-nordische Menschenart kennzeichnet. Tier und Mensch wohnten unter einem Dach, das sich tief bis fast zum Erdboden herabzog. Den Urtyp dieser Häuser erkennen wir noch heute in den alten Schafställen der Heide, wo er sich als Bau- und Stilform 5 000 Jahre gehalten hat.

Noch heute reichen einige uralte und zweckmäßige Holzbauformen des bäuerlichen Gebrauchs in diesem indogermanisch-nordischen Gebiet von den Alpen bis zum Nordkap, wie z. B. der Treppenspeicher, der im Freien die Getreide- und Fleischschätze barg, an welche Tiere nicht herankommen sollten: daher eine steile Holztreppe, die zum oberen Stockwerk führt. Im übrigen Rechtecksform mit Reeth-Dach, wie wir es in Norddeutschland noch häufig finden können.

In der Jungsteinzeit wird sich die Ausbildung der Gemeinschaften zu S t ä m m e n vollzogen haben, denn nur so ist es zu erklären, daß in der Bronzezeit bereits die alten Namen der Sachsen, Friesen und Dänen auftauchen, die eindeutig germanisch sind, obwohl sie in die früh- und vorgermanische Zeit hineinreichen. (Bericht von Medinet Habu im Ägypten Ramses' III. um 1200 vor Ztwd.)

Und diese gleiche Zeit der ausgehenden Jungstein-Periode muß auch jene Vorstellungen geistiger und religiöser Art ausgebildet haben, die wir als die nordische Mythologie begründend anerkennen. Eine Bauernkultur ist mit den Mächten der Erde und des Himmels, der Fruchtbarkeit und der Naturgewalten eng und innig, unlösbar und schicksalhaft verbunden, denn sie hängt in ihrem Bestand von ihnen ab. Der Mensch ist völlig eingebettet in den Jahreskreis der Umläufe von Sonne und Mond. Die großen Gezeiten des Lebens sind wie Ebbe und Flut in seinem Dasein, und er muß sie beachten oder zugrunde gehen.

Die Völker und Stämme der aus der Cro-Magnon-Art entstehenden Gruppen reichen von den nordisch geprägten Indogermanen bis zu den Südvölkern Palästinas, den Einwohnern Nordafrikas, soweit sie keine Neger sind, den westischen Iberiern in Spanien, den Mittelmeervölkern und den Vorfinnen im Nordosten Europas, soweit sie nicht mongolisch sind. Aus diesem Gesamtkreis heben sich die frühnordischen Typen deutlich heraus: sie bestimmen das geistige Schicksal Mittel-Europas vom Kaukasus bis nach Gibraltar, vom Nordkap bis Rom und von Kreta bis nach Holland und Nordfrankreich.

13.

Das Indogermanentum

Die Indogermanen sind also, entsprechend der nord-europäisch-nordischen Rasse, eine Völkergruppe, die sich deutlich von den andersartigen Entwicklungsformen der Cro-Magnon-Rasse unterscheidet. Nun machen einige Wissenschaftler geltend – und teilweise mit Recht, – daß man unter Indogermanen eine Sprachgruppierung versteht und nicht eine Volks- oder Rassenform. Das ist, der Terminologie nach (Der Wortgebung nach), richtig und soll nicht bestritten werden. Jedoch schließen wir uns in dieser Frage der Ansicht des bekannten großen Indogermanen- und Germanen-Forschers, des Anthropologen (Menschenkundlers) Gustav Kossinna an, welcher die wissenschaftlich begründete Anschauung vertritt, daß im wesentlichen das indogermanische Sprachgebiet auch das Volksgebiet ähnlich gearteter Stämme, also der nordischen Volksgruppen, ist. Hierbei erkennen wir an, daß Teile anderer Völker wohl auch die indogermanische Sprache angenommen haben mögen, obwohl sie nicht zum eigentlichen Rasse-Stamm der Artvölker gehörten. Wichtig aber scheint uns dabei zu sein, daß schon hier, in der Sprach-

form, sich ein überwiegender Kraftstrom aus der Richtung der Nordvölker ergibt, dem sich andere kleinere Gruppen nicht entziehen können. Das ist natürlich und keineswegs ein Einwand gegen die grundsätzliche Gruppierung der Sprache und Völker indogermanischer Art.

Auf Grund einer gemeinsamen, theoretisch erschlossenen Sprache, die man die indogermanische Stufe nennt, können wir folgende Völker (zeitlich-spätere Völker) zu dieser Gruppe rechnen: Die Kelten und Germanen, die Slaven, Griechen, Römer (Latiner), Hethiter, Philister, Inder, Iraner (Perser), Armenier und kleinere Gruppen und Stämme, die nicht im einzelnen aufgezählt werden sollen.

Diese Sprachen sind erkennbar als einer gemeinsamen Quelle entstammend an ihren sogenannten „Sprachwurzeln", das heißt an den Grundbestandteilen der Hauptwörter, Tätigkeitswörter und Eigenschaftswörter. (Auch Präpositionen und Adverbien kommen in Frage.) So kann man vielfach die jüngere Sprachform (z. B. des Gotischen) ableiten von älteren Sprachformen aus der indogermanischen Stufe.

Gustav Kossinna hat dreizehn verschiedene Wanderzüge der Indogermanen aus dem Nordraum nach Osten, Südosten und Süden festgestellt, die sich wiedergespiegelt finden in den slavischen Völkern, den Indern und Iraniern, den Hethitern und Philistern, den Griechen und Römern. Auch die späteren Züge der Völkerwanderung, die nur naheliegende Räume erreichten wie Spanien (Goten), Nordafrika (Vandalen), das Schwarze Meer (Ostgoten), die Züge der Gallier nach Italien und andere gehören dazu. So ergibt sich ein Bild der indogermanischen Stammvölker der Bronzezeit, welches die Ausbreitung dieser Stämme in die weite Welt umschließt.

Aber es war nicht Abenteuerlust und Fernsehnsucht als direkter Anlaß zu solchen Wanderungen, sondern die Notwendigkeit, in einer zu dicht gewordenen Bevölkerung in der klimatisch günstigen Bronzezeit neues Ackerland zu suchen und neue Heimstätten zu gründen.

Diese Züge haben freilich in ihrem Ergebnis meist zum Untergang der ausziehenden Völker geführt, freilich auch zur Begründung von Hochkulturen wie in Indien und Griechenland. Aber nach erfolgter Vermischung der verhältnismäßig geringen Oberschicht der Eindringlinge und Eroberer ging das Volkstum und der ursprüngliche Blutsstrom, die Erbeinheit und damit auch der Aufschwung der Gestaltung in Staat und Kunst verloren, so daß schließlich der Süden stets der Tod und das Verhängnis der

Nordvölker geworden ist. Nur im Norden selber, in der Urheimat dieser Stämme, blieb die verhältnismäßige Reinheit der Erbanlagen erhalten. Deshalb überleben die germanisch-entstammten Völker noch heute als staats- und kulturschaffende Gruppen den Untergang ihrer auswandernden Vorfahren.
Anmerkung: Die indogermanischen Völker haben sich etwa seit 2 500 vor Ztwd. ausgebreitet, und zwar so, daß meist die junge Mannschaft auszog, um neues Land zu suchen. Kossinna spricht davon, daß es im Wesen dieser Stämme und jungen Mannschaften lag, die Ferne und die Weite zu suchen und daß sie eroberungs- und kriegfreudig waren. Das ist bei jungen, kraftvollen Völkern der Frühzeit das Selbstverständliche. Der Erdraum schien noch unendlich groß zu sein, Gerüchte vom Reichtum anderer Länder lockten, und der eigene Boden war knapp geworden, weil sich die Bevölkerung in der klima-optimalen Zeit zwischen 3 000 und 1 200 stark vermehrt hatte. Es ist erwiesen, daß diese Züge bis nach Indien und Persien gingen. Viele der kleineren Gruppen-Unternehmungen sind in noch fernere Landstriche gelangt, wo man ihre Wirkung zum Teil noch heute in der Sprache und in der rassischen Beschaffenheit mancher Volksteile dieser Länder feststellen kann.
Wir haben sie nicht alle aufgezählt. Die Hyksos, ein eroberndes Reitervolk mit Kriegswagen, überfielen Ägypten zum Beispiel. Aus ihrer Kampfart, den Pferden und Wagen darf man schließen, daß auch sie zu den frühen Indogermanen gehörten. Die Assyrer in Babylon hatten schon um 2 000 vor Ztwd. eine Oberschicht, welche die Irminsul, das religiöse Sinnbild des Indogermanentums, in ihren Ornamenten verwendete. Die Skythen im Raume des Schwarzen Meeres mit ihren Zügen bis an die Grenzen des römischen Reiches und gelegentlich mit Vorstößen bis nach Mitteleuropa werden indogermanischer Art gewesen sein, und so gibt es noch viele Anzeichen dafür, daß kleinere oder größere Teile des indogermanischen Stammvolkes weit gewandert und als gefährliche Krieger oder bemerkenswerte Kulturgestalter (Skythischer Schmuck der Bronzezeit) in die Geschichte eingegangen sind. Das Stammvolk aber blieb zuhause. Aus ihm entwickelten sich die verwandten Stämme der Germanen, Urkelten und Urslaven, welche die drei Hauptvölker Mitteleuropas darstellen.

14.

Das dritte Gespräch: Lebensfragen frühen Menschentums

Alwis: Wir müssen noch einmal ein Stück in der Vorgeschichte unserer Menschenart zurückgehen, um einige Fragen zu klären, die bisher unberücksichtigt geblieben sind. Kann

sich jemand von euch vorstellen, wovon bisher bei der Darstellung der frühen Rassen nicht die Rede war? Inga, was meinst Du?

Inga: Ich weiß nicht. Etwas zu fragen, wovon nicht die Rede war, ist etwas schwierig, nicht?

Rolf: Ich überlege mir, daß wir die Entwicklung der Menschenarten mehr biologisch, also wissenschaftlich als natürlich behandelt haben.

Alwis: Was verstehst Du denn hier unter „natürlich"?

Rolf: Na, ich meine, wie sie so natürlich im täglichen Leben abgelaufen ist.

Alwis: Ja, da hast Du schon recht. Ich mußte auch erst die Grundtatsachen angeben. Aber woraus besteht denn nun das „natürliche Leben"?

Boda: Aus dem Zusammenleben der Menschen selbst.

Alwis: Ja, das stimmt. Dann wollen wir uns mal mit dem tatsächlichen Zusammenleben im täglichen Ablauf eines Vorzeitmenschen beschäftigen. Wer kann dazu etwas fragen?

Helmo: Ich möchte gern wissen, wo die Urzeitjäger eigentlich wohnten?

Boda: Na, die wohnten doch überhaupt nicht. Die zogen doch herum!

Alwis: Und nun sind wir wirklich bei einer Frage angelangt, die sehr wichtig und keineswegs so ganz einfach ist. Denkt mal nach, woraus bestand denn eine richtige Jägerhorde? Wer gehörte denn alles dazu?

Horst: Zuerst mal die Jäger.

Alwis: Und wer war das?

Horst: Wahrscheinlich die jüngeren und einige erfahrene ältere Männer.

Alwis: Schön, weiter, die gingen also auf die Jagd. Waren noch andere Mitglieder der Horde vorhanden?

Helmo: Na, die alten Männer, die nicht mitkonnten.

Alwis: Und wo blieben die?

Horst: Ich denke, sie blieben an einem Fleck, der einigermaßen sicher war.

Alwis: Gewiß, das mußte wohl so sein. Aber gehörten noch andere zu der Horde?

Inga: Na, Frauen mußten doch auch da sein.

Alwis: Und wo blieben die? Und was war mit den kleinen Kindern?

Inga: Ich denke, die blieben alle mit den älteren Männern und älteren Frauen zusammen an der Stelle, wo sie einigermaßen sicher waren.

Alwis: Sicherlich. Vor wem sollten sie denn sicher sein?

Horst: Vor wilden Tieren, Raubtieren und ähnlichem Zeugs, vielleicht auch vor Regen und Wind, dem Wetter, Kälte und so.

Alwis: Ja, das stimmt alles. Wie konnte man sich denn einige Sicherheit vor Wind und Wetter verschaffen?

Helmo: Man kann sich kleine Schutzhütten bauen, aus Zweigen und Fellen.

Alwis: Richtig, das ist sehr wichtig. Schutzhütten und Zelte einfachster Art wurden sicherlich zum Schutze der Zurückbleibenden angelegt. Könnt Ihr euch etwas vorstellen, das noch sicherer ist?

Horst: Ich glaube, in Südfrankreich, wo man die Cro-Magnon-Menschen gefunden hat, hat es große Höhlen gegeben, wo die Horden sich manchmal längere Zeit aufhielten.

Alwis: Jawohl, das ist sehr wichtig. Nun haben wir eine der Lebensformen gefunden, die dem Vorzeitmenschen einen gewissen Schutz boten. Und vor allem den Frauen und Kindern. In der Zeit davor, als die Neandertaler gelebt hatten, wird es wahrscheinlich noch nicht zu längeren Aufenthalten in Höhlen gekommen sein, weil die Feuerstätten, die man fand, alle im Freien waren und die Jäger noch viel mehr schweiften und herumzogen. Aber in der Cro-Magnon-Zeit zeigen sich deutliche Spuren längeren Bleibens an einem Ort, und so sind diese Höhlen voll von Fundstücken an Knochen der Tiere, an Steingeräten und Abfall von Schabern und Beilen.

Aber eines möchte ich besonders die Mädchen fragen: Wer, meint Ihr, war besonders interessiert daran, an sicheren und naturgeschützten Stellen zu bleiben?

Inga: Das ist wirklich nicht schwer zu beantworten. Die Frauen hatten ein besonderes Interesse daran, ihre Kinder und sich zu schützen.

Alwis: Gab es wohl außer den Tieren noch Feinde, die zu fürchten waren? Besonders für die Frauen?

Inga: Ich weiß nicht, aber es gab vielleicht auch andere Männer, die die Frauen überfallen wollten?

Alwis: Natürlich, Du hast ganz recht: es gab feindliche Horden von anderen Stämmen, die entweder Geräte oder Lebensmittel mitnehmen wollten oder aber auch Frauen brauchten, da sie ihre vielleicht verloren hatten. Könnt Ihr Euch vorstellen, wodurch in jenen Zeiten Menschen – außer durch Krieg – verloren gehen konnten?

Horst: Ja, natürlich: erstens durch wilde Tiere, welche in die Höhlen kamen, wenn die Männer nicht da waren. Zweitens durch plötzliche Unwetter, reißende Fluten oder auch Erdbeben.

Inga: Oder zum Beispiel durch Krankheiten. Oder aber vielleicht durch Kälte, Schneestürme oder Hunger.

Alwis: Es hat gewiß auch Jahresperioden gegeben, wo die Nahrung sehr knapp wurde und manchmal großer Hunger herrschte. Haben denn die Frauen und Kinder gar nichts dazu getan, um zur Ernährung beizutragen?

Boda: Doch, sie konnten Beeren und wilde Früchte sammeln; es gab auch Wurzeln, die man essen konnte, Nüsse, Eier von Vögeln und ähnliches. Dann haben sie vielleicht auch Gräser gefunden, die eßbar waren.

Alwis: Wer hat von Euch schon in der Natur solche eßbaren Dinge selbst gefunden?

Helmo: Wir sind früher viel in den Wald gegangen und haben Pilze gesucht, auch Brombeeren und Himbeeren gab es bei uns im Wald.

Alwis: Nun fügen wir noch hinzu: Haselnüsse und Bucheckern zum Beispiel. Ihr seht, es gab eine ganze Menge, wodurch die Frauen und Kinder beitrugen, die Horde zu ernähren.
Zum Schluß wollen wir noch an etwas anderes, damit Zusammenhängendes denken: Wunden verbinden und heilen, womit?

Horst: Mit Bast und heilen mit Kräutern, das können Frauen ja heute noch manchmal.

Alwis: So führten die Frauen und Kinder ein Leben, das ganz der Horde gehörte, und waren wohl eben so wichtig wie die Männer. Im nächsten Gespräch wollen wir das noch einmal durchdenken und genau überlegen. Da werden wir noch einiges sehr Wichtiges herausfinden.

III. Teil

Vom früh-europäischen Glauben bis zur germanischen Lebensform

15.

Der früh-europäische Glaube

Im nördlichen Mitteleuropa gruppierten sich die drei Hauptvölker Slaven, Germanen und Kelten um Ost- und Nordsee. Dazu kam ein Stamm, der eine Zeit lang eine Art Grenze und Schranke zwischen Slaven und Germanen gebildet hatte, nämlich die Illyrer. Sie wohnten in der Zeit von 2 500 etwa bis 800 vor Ztwd. von der Odermündung bis an die Adria und wurden nach Abwanderung der Germanen aus dem märkischen Raum (und ganz Ostdeutschland) von den Slaven verdrängt und zogen sich nach Süden zurück. Sie hatten eine hochstehende Bronzekultur, die den Germanen nichts nachgab, und dürften in geringen Volksbestandteilen sich auch mit Slaven und Germanen vermischt haben.

Alle diese Völker haben sich in der Zeit von etwa 5 000 bis 2 500 vor Ztwd. herausgebildet. Daher spricht man wohl auch von Urkelten, Urgermanen und Urslaven. Der nordische Rasseanteil war bei allen noch vorwiegend, und sie gehören daher gemeinsam zur indogermanischen Sprachfamilie.

Dies sei vorausgeschickt, um die gemeinsamen Anschauungen auf religiösem Gebiet erklärbar und verständlich zu machen. Ferner sei daran erinnert, daß sich sowohl die Volk-Bildung wie die Entwicklung eines gemeinsamen Glaubens auf der Grundlage der festen Wohnsitze, des Ackerbaues und der Einzelstammesbildung vollzog, indem sich die Völker in Untergruppen gliederten, wie sie zum großen Teil noch heute bestehen. (Sachsen, Friesen, Dänen, Franken, Thüringer usw.)

Das Verbleiben an einem Orte, der zum festen Wohnsitz mit Hausbau und Ackerland wurde, gewährte die Möglichkeit langer, stetiger und ununterbrochener Beobachtung der Gestirne. Die Sonne als Lebensspenderin und strahlendes Tagesgestirn war natürlicherweise der Mittelpunkt dieser Beobachtung alter und weiser Leute, die Zeit dazu hatten.

Sonne und Himmel standen über den Menschen. Sie waren die ersten sichtbaren Tatsachen einer Überwelt, die nicht als faßbar, aber erlebbar geschaut wurde. Der Mond gehörte dazu, welcher die Fluten nach einem bestimmten Rhythmus bewegte, wie die

Alten wohl wußten. Denn ein Großteil der Nordvölker waren Seefahrer, und sie beobachteten die Küsten und erfuhren dabei Ebbe und Flut als deutliche Merkzeichen geheimnisvoller Kräfte, die sie durch Beobachtung mit dem Monde in Verbindung brachten.

Das Hauptgestirn aber war die Sonne. (Im Indogermanischen ist das Wort für Sonne überall männlich, während der Mond – luna – als weiblich empfunden wurde.) Die Sonne bewirkte Licht und Wärme, Leben und Fruchtbarkeit. Über ihr war der unendliche Himmel, dessen Sinnbild als göttliche Kraft der gemein-indoeuropäische Begriff des Himmels- oder Tages-Vaters wurde. (Dies – pater ist Tages – Vater, wie auch indisch Djauspitar dasselbe Wort ist.) Zeus und Ziu (Tiu) sind die gleichen Worte hierfür. Sie zeigen die indogermanische Zusammengehörigkeit der Völker auch im Glauben an. Der Himmelsgott also ist der erste, welcher von unseren Früh-Vorfahren als schaffende Kraft verehrt wurde, da er über allem Leben steht. Nächst ihm war die Sonne die Leben-schaffende, Licht-bringende und Fruchtbarkeit-erzeugende Götterkraft, Kraft des Göttlichen, Kraft des schaffenden, gestaltenden und aufbauenden Lebens. Apollon heißt dieser indogermanische Gott im Griechischen, noch im Althochdeutschen (700 nach Ztwd.) heißt er Phol, welches dasselbe Wort wie Apollo ist. Baldur (oder Balder) wurde er später im Nordischen und Deutschen genannt.) Beide Himmelssinnbilder, der himmlische Tag und die strahlende Sonne, gehören eng zusammen, da sie aus der gleichen Anschauung des Göttlichen in ihnen stammen.

Wir dürfen annehmen, daß unsere indogermanischen Vorfahren diese „Gottheiten" nicht als Personen verehrten, sondern gemäß den Wirkungen, die sie ausübten, als Kräfte des Alls und des Lebens. Sie benannten sie nur mit Namen und machten sie so allen einfach denkenden Volksangehörigen verständlich, begreifbar, gleichsam menschlich-faßbar. Aber sie wußten wohl, daß diesen Namen wirkende und tatsächliche Gewalten und Kräfte zugrunde lagen, die man anerkennen und verehren mußte, einfach deshalb, weil sie da waren und wirkten.

Noch im Gotischen (380 nach Ztwd.) ist das Wort „Gott" ein Neutrum, wird als sächlich gebraucht, ist also keine Person, sondern ein „Es", eine göttliche Kraft. Dies muß man wissen, um festzuhalten, daß die Götter niemals als richtige Personen gewertet, betrachtet, verehrt und angeschaut wurden. Da man aber diesen Kräften, „dem Göttlichen", seine Verehrung darbringen wollte, benannte man sie mit Namen, Zeus, Ziu, Wodan, ,Freya, Nanna (die Gattin des Sonnengottes), Apollo,

Athene usw.) Im Sprachgebrauch der neuen europäischen Religionsbewegung wird daher auch häufig das „Göttliche" mit „DAS GOTT" bezeichnet, um den Eindruck zu vermeiden, daß wir an Wesen mit langem Bart oder in wallenden Gewändern, wie etwa bei Wagner, glauben.

Naturerscheinungen, die mit Kraft und Macht auftraten, die segensreich, aber auch gefährlich sein konnten, waren Gewitter, Blitz und Donner, Regenfluten und Erdbeben. Alle diese Arten von Ereignissen in den Wolken und auf der Erde wurden durch eine Gottheit versinnbildlicht, die im Griechischen mit dem Himmelsgott verbunden bleibt (Zeus und Kronos sind die Donnerer), während sie im Germanischen einem anderen Gotte zugeteilt werden, dem typischen Bauerngott Thor (nord.) oder Donar, woher unser Wort Donner und Donnerstag kommt. Sie waren überall im Norden und ganz Germanien besonders beliebt und geehrt.

Ergänzung: Die Frauen des höchsten Gottes der drei Völker Griechen, Römer und Germanen, nämlich Hera, Juno und Freya (Hulda = Frau Holle, auch Liuba, die Liebe genannt) entsprechen sich zwar nicht dem Wortnamen nach, aber nach ihrer Stellung und den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften, so daß sie ebenfalls als die gleichen Gestalten angesprochen werden müssen. Namensgleichheit aber herrscht auch bei dem griechischen Meeresgott Poseidon und Fosite. Dies ist die germanische Wortform gegenüber der griechischen. Hierauf hat Jürgen Spanuth in seinem großen Buch Atlantis hingewiesen. (1965 Grabert Verlag, Tübingen)

16.

Das germanische Weltbild

Aus der indoeuropäischen Völkergruppe, welche ganz Europa gegen Ende der Jungsteinzeit (etwa 4 000 vor Ztwd.) besiedelt hatte, waren die Stämme, welche wir heute „Germanen" nennen, den letzten Gletscherspuren am längsten und am engsten gefolgt. Sie wohnten und siedelten um Ost- und Nordsee in einem flachen Bogen, der sich etwa von Ostpreußen über Warthe, Oder, Havel (Fläming), Elbe, Saale bis zum Nordrand der Mittelgebirge, Taunus, Hunsrück, Ardennen und Flandern zum Meere hin erstreckte. Südlich davon hatte sich die keltische Stammesgruppe entwickelt, die zeitweilig vom Balkan bis nach Spanien reichte, England und Irland besiedelt hatte und sich bis zum Alpenrand hin erstreckte. Östlich von den Germanen saßen Illyrier und Slaven bis weit in die Großräume Rußlands hinein.

Man darf annehmen, daß die rassische Zusammensetzung sich von Norden her, wo sie fast reinblütig war, nach Süden und Osten zu als stärker gemischt mit italischen und ostischen Bestandteilen darstellte, wobei der gemeinsame Ursprung und die ähnliche Seelen- und Geistesbeschaffenheit überwiegend war gegenüber den leichten Unterschieden bei stärkerer Gemischtheit.
Auf der Grundlage der indo-europäischen Glaubensvorstellungen der waltenden Hauptgottheiten von Sonne und Mond, den Himmels- und Erdgöttern, den Fruchtbarkeits-Sinnbildern wie dem Donner- und Gewittergott, den hegenden und schützenden Göttinnen wie Freya und Nanna (der Gattin des Sonnengotts Balder) ,entwickelte sich die germanische Religion mit einer gewissen Selbständigkeit weiter. Hier im Norden waren immer noch härtere Lebensbedingungen gegeben als im wärmeren und fruchtbareren Süden. Das Dasein mußte immer wieder gesichert und erkämpft werden. Sturmfluten und karge Erntejahre mahnten daran, daß die Existenz des Menschen auf der Erde immer bedroht war und daher Vorsorge und Abwehr, Nachdenken und kriegerische Tüchtigkeit im Vordergrunde der Gemeinschaft standen.
Um 2 000 etwa (vielleicht auch etwas früher) zeigt sich in der Vorgeschichtsentwicklung ein deutlicher Wechsel von der optimistischen Einstellung der Frühbronzezeit, in der die „guten" Götter überwiegen, zu einer etwas härteren Gesinnung, indem der allgemeine indogermanische Himmelsgott bei den Germanen ersetzt wird durch eine Gestalt, die für germanische Lebensauffassung und für das nordische Schicksalsgefühl ausschlaggebend geworden ist. Wodan-Odin tritt auf als Gott des Schicksals, und er nimmt die Stelle des alten Himmelsgottes Ziu ein, der nunmehr zum Kriegsgott allein wird. (Tyr-Rune)

Eine Forschungstatsache legt es nahe, daß dieses umwandelnde geistig-religiöse Ereignis bedingt war durch den Zugang eines Stammes, der mit Pferden und Wagen aus dem Osten kam, wo er als indogermanisches Siedlungs- und Reitervolk (ähnlich den späteren Kosakenstämmen) gelebt hatte. Es sind die Streitaxtleute, wie man sie auch genannt hat, da sie eine typische Doppenschneiden-Streitaxt mitbringen, die bisher unbekannt war. Dieses Volk durchdringt die verwandten Nord-Ostseestämme und erfüllt sie mit neuen wehrhaften Kriegervorstellungen. Wodan-Odin ist ihr Obergott, der Schicksalsmacher, der Rausch- und Todesgott, der den Helden auf dem Schlachtfeld erwählt, mit den Göttern vereint zu kämpfen, um mit den riesischen Mächten fertig zu werden, die den Menschen immerdar bedrohen.

Dieser Gedanke war nicht neu. Er lag auch innerhalb der Möglichkeit des indo-germanisch-bronzezeitlichen Lebens. Aber er war in der Zeit des Klima-Optimums, welches die Bronzezeit darstellt, stark zurückgetreten. Offenbar kündigte sich jetzt auch ein Wetterwechsel an, der etwas später zu den großen Auswanderungen Anlaß gegeben haben mag, nachdem die Bevölkerungszahl sehr angestiegen war. Beides zusammen bewirkte eine Wendung zu einer härteren Daseinsauffassung, welche ja ursprünglich die Eigenheit aller nordischen Stämme gewesen war.

Man spricht von der milden Bronzezeit als von dem Übergewicht der Wanen-Religion. Die Wanen sind die guten Fruchtbarkeitsgötter, welche in der milden Klimaperiode im Bewußtsein der Landbewohner vorgeherrscht hatten. Nunmehr aber trat Abwehr und Verteidigung gegenüber den gefährlich drohenden Natur- und Menschenmächten in den Vordergrund und machte das germanische Weltbild zu dem, was wir als die eigentliche realistische religiöse Leistung des Frühgermanentums annehmen müssen und das im härteren Teile unseres Volkes bis heute innere Zustimmung und wesenseigene Bejahung gefunden hat: daß wir uns wehren in einer Welt, die *nicht* friedlich ist, sondern ewig bewegt und bestimmt ist von dem Gebot der Vorsicht, der Bereitschaft und der Achtsamkeit gegenüber friedlosen und erobernden, raumgierigen feindlichen Mächten.

Daher ist Wodan-Odin das Sinnbild für den germanischen Glauben geworden, und alle Versuche, ihn als Fremdgott gegenüber der weicheren und zarteren Wanenreligion darzustellen, gehen an der Tatsache vorüber, daß er einen tiefen Wesenszug unserer Menschenart ausdrückt und symbolisiert, nämlich die Fähigkeit, das Leben ohne Illusionen zu sehen, als schicksalhafte Stätte der Auseinandersetzung zwischen Schlecht und Gut, Friedlich und Friedlos, Zerstörend und Gestaltend – Aufbauend zu betrachten. Denn diese Hauptspannung ist das Wesen der germanischen Religion.

17.

Die Götter in Welt und Leben

Es gab nicht einen einzigen, alleinigen Gott in der Religion der indogermanischen Völker, so auch nicht der Germanen selber. Da alles Göttliche dem Gestaltenden und Aufbauenden im Leben gleichgesetzt wurde, erkannte man in solchen Kräften, die für den Menschen heilbringend waren, das eigentlich Gotthafte.

Und solche Kräfte gab es viele. Ebenso aber gab es auch die Gegenkräfte, immer und ewig dem Göttlichen entgegengesetzt und immer und ewig bereit und dabei, die gesegnete menschliche und göttliche Ordnung zu stören. So gibt es viele Götter, wie Ziu, den Himmelvater und späteren Kriegsgott, Wodan-Odin, den schicksalwaltenden Hauptgott, Donar-Thor, den fruchtbarkeitspendenden Bauern- und Gewittergott, und Baldur, den herrlich strahlenden Sonnengott der Wärme, des Lichtes, der Liebe und Freundschaft, aller heilenden und glückbringenden Mächte Inbegriff und Sinnbild.

Diese Religion ist nichts anderes als die Widerspiegelung des tatsächlichen Lebens mit seinen guten und schönen, aber auch gefährlichen und verderblichen Eigenschaften. Es ist eine Wirklichkeits-Religion, keine des Traumes oder Wunsches, der Illusion und der Überwelt- und Jenseits-Hoffnung. Ein einziger Gott kann nicht das Böse und Gute zugleich sein, das Heilende und Vernichtende in einer Person, dann ist er die Verkörperung des amoralischen Lebens, ein unfühlender und nicht auf Menschen bezogener kalter Allgott und Dämon, der sinn-entleert über uns herrscht und sich nicht kümmert um Mensch und Sitte, Volk und Gemeinschaft, Kultur und Menschlichkeit. Uns kann als Menschen nur ein göttliches Sinnbild etwas sagen, das *uns* verständlich ist und das *unseren* menschlichen Sorgen und Bemühungen einen begreifbaren Sinn gibt, eine Hoffnung für Arbeit und Lebenskampf, und Zuversicht für den, der Gutes und Werthaftes schaffen will. Dies versinnbildlichen die germanischen Götter.

Die göttlichen Kräfte konnten aber auch nicht als allmächtig gelten. Denn es waren so viele und furchtbare Gegenkräfte vorhanden, gegen welche die Götter wohl ankämpften, sie aber nur zurückdrängen, niemals ganz ausschalten konnten. Wie es Erdbeben und Sturmfluten gab und gibt, welche Tausende oder Hunderttausende von „unschuldigen" Menschen in den Tod rissen, so gab es im germanischen Glaubensbewußtsein als deren Verkörperung die „*riesischen*" Mächte, welche *auch* immer vorhanden sind und dem Aufbauwerk der Götter Widerstand leisten und es zerstören wollen. Die „Asen" waren die göttlichen, aufbauenden und ordnenden Kräfte, und die „Riesen" sind die widergöttlichen, zerstörenden und zersetzenden Mächte des Daseins. Beide sind ewig wirksam, und daher ist ewiger Kampf zwischen ihnen gesetzt. Er ist unabwendbares und als solches bejahtes Schicksal alles Lebendigen. Da so in der Tat das Leben aussieht und dies die volle illusionslose Wirklichkeit ist, kann man den germanischen Glauben – im Gegensatz zu dem Traum- und Jenseitsglauben des Orients – einen realistischen

Wirklichkeitsglauben nennen, der den anderen Weltbildern durch seine Richtigkeit, Nüchternheit und Wahrheit überlegen ist. Der Germane wollte mit seiner Religion nicht den Trost für ein wertloses Dasein oder einen notwendigen Tod erlangen, sondern eine Deutung der Lebensdinge haben, welche seinem auf die Wirklichkeit gerichteten Sinne entsprach und ihm seine Aufgabe auf der Erde sinnvoll und verpflichtend erscheinen ließ. Die Götter und die Riesen sind die Widerspiegelung seines eigenen Wesens, in dem auch der Kampf zwischen Gut und Böse ewig andauert und in dem sich alle aufbauenden und daher sittlich genannten Kräfte gegen die widersittlichen und zerstörenden Mächte in der eigenen Seele stemmen und ihnen den Sieg für das Schöne und Edle, das Anständige und Vornehme abtrotzen. So sah der Germane den Streit des Göttlichen in sich selber und stellte sich damit bewußt auf die Seite der schaffenden, Ordnung und Sitte bewirkenden Eigenschaften des Daseins: er war der Mitkämpfer der Götter um das fruchtbare und schöne Bestehen der Welt.

Die Anschauung, daß „die Götter" nicht allmächtig sind, ist richtiger und lebensgemäßer als die Auffassung, daß EIN GOTT allmächtig sei. Denn dieser eine Gott ist eben nicht allmächtig, im Sinne einer durchgehenden, allgemeinen, alles betreffenden und den Menschen behütenden, schützenden und erhaltenden Kraft. Sonst gäbe es nicht tausendfach unverschuldetes Unglück, Tod, Krankheit, Seuchen, Hungersnöte, Vulkanausbrüche, Sturmfluten und was alles den Menschen bedroht und vernichtet. Wäre Gott allmächtig, so hätte er den Menschen schlecht und sehr unvollkommen, meist töricht und selten wirklich gut geschaffen. Er hätte sein Handwerk, der Herr und Schöpfer allen Lebens zu sein und die Welt sinnvoll und vernünftig zu ordnen, nicht beherrscht, er wäre ein schlechter Handwerker gewesen. So ist die germanische Weltauffassung die wirklichkeitsgetreuere, die echtere und nüchternere, denn ihre Götter sind zwar mächtig, aber nicht allmächtig. Das Schicksal steht über ihnen, und die riesischen, ungestalteten, furchtbar verheerenden und zerstörenden Mächte sind immer am Werke, bereit, die Erde und das Werk der Menschen und Götter zu vernichten.

Das Schicksal ist im germanischen Glauben das Ungestaltete, Unabwendbare, von Menschen und Göttern nicht zu Ändernde, das, was über allem Dasein steht, das Ende, das wir nicht wissen, der Urgrund des Seins, den wir nicht kennen, der Rest, der sich allem Denken und Sinnen entzieht, von dessen Eintreten und Wirken selbst der Höchste Gott Wodan-Odin vorm Weltenende wissen möchte, wofür er ein Auge opfert, um die

Wahrheit zu erfahren. Nur die Nornen wissen das Ende, sie sind Sinnbilder für das Schicksal selbst, sie sitzen am Brunnen allen Werdens: Urd (das Gewordene, die Vergangenheit), Werdandi, das Werdende (die Gegenwart und Zukunft zugleich) und Skuld, das Sein-Sollende, das sittliche Gesetz. Sie lenken das Schicksal, werfen die Lose, sagen die Wahrheit, die keiner versteht. Nur Wodan fragt sie und weiß nun den Weg, den kein anderer kennt.

18.

Der Mythos vom Menschen

In der „Edda", die uns die meisten Helden- und Götterdichtungen der Frühzeit überliefert hat, ist ein Gesang, der die Entstehung der Menschen schildert. Die drei Urgötter Wodan, Wili und We gingen einst am Rande des Meeres dahin. Dort fanden sie zwei Baumstämme, die menschenähnliche Gestalt hatten. Sie erkannten in ihnen eine Mannes- und eine Weibesform. Doch waren diese Wesen, – Pflanzen also, – teilhaftig organischen Lebens, – ohne Bewußtsein und Willen, ohne Empfindung und Wesensbestimmung. Da gab ihnen Wodan menschliches-göttliches Bewußtsein, Gefühl und Empfindung gab ihnen We, er hauchte ihnen auch Wesensbestimmung ein, den Willen schenkte ihnen Wili, der Urgott.

So hatten sie die wesentlichen Bedingungen des bewußten Menschseins von den Göttern erhalten, denn dies sind göttliche Gaben, die dem Erdbewohner zum Guten dienen können.

Wenn wir uns diesen Mythos überlegen, so finden wir wunderbare Züge nordischer Lebensauffassung in ihm enthalten. Zunächst: Es sind zwei Geschöpfe, oder besser gesagt, zwei Lebewesen, die von Anfang an auf das Menschliche, das Menschentum vorbereitet und angelegt sind. Nicht e i n Wesen wird aus Ton oder Lehm von Einem Gott geschaffen, sondern von Anfang an sind zwei selbständige, wesensverwandte Formen des Lebendigen vorhanden. Sie sind noch nicht vollmenschlich, und die Götter „schaffen" sie nicht, sie finden sie schon vor, sie geben ihnen nur Eigenschaften, die sie erst – gegenüber Pflanze und Tier – zu wirklichen Menschen machen. Wodan (-Odin) gibt ihnen Bewußtsein. Das ist dasjenige, was Pflanze und Tier vor allem vom Menschen unterscheidet. Und es ist zugleich das Höchste, das der Mensch besitzt, - im Unterschied von allen anderen Lebewesen, es ist das, was ihn erst zum Menschen macht. Wodan k a n n Bewußtsein schenken, denn er i s t die Verkörperung des Wissens, des bewußten Handelns und Denkens,

dessen. was die Welt durchweht wie ein Geheimnis. Daher ist Wodan auch der wehende Atem der Welt, welcher allgegenwärtig um die wesentlichen Dinge des Werdens und Vergehens, des Lebens und des Todes w e i ß. So schenkt er dem Menschenwesen Bewußtsein und - Abstand von sich selbst schaffendes Wissen. (Welch eine tiefe Erkenntnis des Menschlichen spricht allein schon aus dieser sinnbildhaften Dichtung und Darstellung!) Der zweite Urgott heißt hier We. Dies ist unser Wort für Wehtun, Weh empfinden, und es bedeutet ursprünglich auch nur die Empfindung, das Gefühl für Lust und Leid, Schmerz und Glück. Jeder Gott, da dieser eine Kraft des Alls und des Lebens ist, kann nur d a s geben, was er selber i s t und h a t, also kann We nur Empfindung verleihen. Beiden Lebewesen gibt er Empfindung, und beide, Mann und Frau, besitzen diese, wenn auch in verschieden starker Ausprägung.

Der dritte Urgott ist Wili, was Wille bedeutet. Dieser Gott kann also den Willen verleihen, eine der höchsten Kräfte des Menschen, denn ohne Willen bleibt der Mensch ein Träumer, ein Nur-Fühlender, aber zu keinem Entschluß Kommender. Freilich muß der Wille von der Vernunft, also dem wissenden Bewußtsein gelenkt und geleitet werden, dann erst ist er nicht spielerischer Trieb und kindliches Alles-Verlangen, sondern sinnvoll gerichteter Leiter und Antreiber unserer Erkenntnisse und inneren Entschlüsse.

So wird das Menschenwesen mit den drei Hauptkräften von den Göttern ausgestattet, welche es erst zum Vollmenschen machen und den Ausdruck, daß er das höchste Wesen auf der Erde sei, rechtfertigen können. Denn ein Mensch ohne diese drei wesentlichen Bestimmungen des Menschlich-Göttlichen ist eben nur eine Art Tier und nicht im Besitz der zum Vollmenschen gehörenden Eigenschaften und Fähigkeiten.

Der germanische Mythus sieht den Menschen also natürlich an, er stattet ihn mit drei Hauptaufgaben aus, die dem Tiere nicht eigen sind: denkendes Bewußtsein, vernünftigen Willen und mitfühlende Empfindung. Diese drei Kräfte erheben den Menschen über das Tier, wenn sie wirklich in ihm vorhanden sind, von ihm geübt werden und in ihm bewußt gebraucht werden. Die Götter (also die letzten und höchsten Lebenskräfte) versenken den Menschen n i c h t in Sünde, sie geben ihm keine Erbschuld mit, sie lassen ihm jede Entwicklung zum Guten und Schönen, freilich auch zum Bösen und Häßlichen und Gemeinen frei. Denn der Mensch besitzt außer den göttlichen Gaben auch noch die tierischen dazu: Raubgier, Erhaltungstrieb, Herrschsucht, maßlosen Eigennutz und eingeborene Bosheit und Rück-

sichtslosigkeit. Er ist n i c h t vollkommen, aber auch nicht „sündig von Jugend an". Er kann teilnehmen an allem Herrlichen und Erhabenen des Lebens, indem er die göttlichen Eigenschaften nutzt und gebraucht, richtig verwendet und maßvoll entwickelt. Er kann aber auch herabsinken zum Tier und zu Schlimmerem als dieses, nach Goethes Spruch:

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
um tierischer als jedes Tier zu sein."

Die Weisheit unserer Menschenart ist in der Beurteilung und Sinngebung dessen, was ein Mensch ist und sein soll, in diesem Mythus verkörpert. Sie ist – für uns – wahrer und echter, tiefer und wirklichkeitsnäher. als die biblische Deutung von der Menschenschöpfung und vom Sündenfall. Wir führen daher die Verse dieses großen Gedichtes unserer Ahnen hier an:

Einst gingen drei vom Göttergeschlecht,
Hohe Herrscher der Weltenhallen,
Sie fanden am Strande der Stärke ledig
Ask und Embla ohne Bestimmung.
Nicht Wille noch Wissen, war in den beiden,
Bewußtsein nicht noch warme Empfindung.
Bewußtsein gab Wodan, Empfindung gab We,
Den Willen gab Wili und Wesensbestimmung.

– – –

Zu erläutern bleibt nur noch die Bedeutung der Namen Ask und Embla. Ask heißt Esche und Embla heißt Ulme. Die Esche ist das biegsame, elastische, dabei sehr feste und zähe Holz, welches bevorzugt für den Bogen verwandt wurde, da es alle Eigenschaften der Nachgiebigkeit, aber auch der Spannungsfähigkeit enthält, der Schnellkraft und der ausgewogenen Belastungsfähigkeit.

Diese Holzart steht hier für die Eigenschaften des Mannes, für sein nordisches Ideal natürlich, nicht für den verminderten und verraßten Nachkömmling des modernen Europa.

Embla heißt Ulme und ist ein Holz, welches ähnlich der Esche oft auch als Ersatz für diese gebraucht wurde. Auch dieser Baum gewährt eine biegsame und spannungsfähige Kraftentfaltung, ein Nachgeben und zugleich wieder-Anspannen da, wo es nötig ist und gefordert wird. Die Ulme ist die der Esche verwandteste Baumart, und daher vom Germanen als Sinnbild für die Frau genommen worden.

Wie fein und sinngerecht, wie natürlich und lebensnah, wie wirklichkeitsgetreu und sinnbildreich sind diese Bezeichnungen Esche und Ulme, Ask und Embla gewählt worden. Man kann annehmen, daß die Sinnbildhaftigkeit dem Verfasser dieses mythischen Gedichts voll bewußt war. – Ursprünge Unserer Art im Denken und Empfinden!

19.

Mann und Frau in der Daseinsordnung

Schon aus der Wertung von Mann und Frau im Mythus ihrer Entstehung geht hervor, daß beide im Rahmen der germanischen Lebensauffassung als ebenbürtig gelten. Ebenbürtigkeit bedeutet Wert-Gleichheit als Mensch. Die Frau ist als Mitkämpferin im Leben und als Gefährtin des Mannes gleichgeachtet, sie ist natürlich auch „gleich vor dem Recht". Diese Wesens- und Wertbestimmungen müssen deutlich unterschieden werden von der sogenannten Gleichberechtigung, welche der Frau eine mechanisch geübte Beurteilung gleicher Arbeitsfunktionen zuspricht, die sie ihrem Wesen und ihren Kräften nach einfach nicht ausfüllen und erfüllen kann. Denn es kann keinen Zweifel für einen wirklichkeitsoffenen Betrachter und Beurteiler geben, daß die Frau nicht dieselben Aufgaben leisten und lösen kann, die dem Manne schicksalsmäßig und seinen Gaben entsprechend einsatzmäßig und ausfüllbar zufallen.

Die Frau kann andere Aufgaben bewältigen und wird sie oft leichter vollenden als mancher Mann, sie versteht es oft, mit anderen Mitteln mehr und Besseres zu erreichen als der Mann. Aber es wäre falsch und verhängnisvoll, wollte man die Frau „gleichschalten" in dem Sinne, daß sie alle Anforderungen, die an den Mann mit Recht gestellt werden, in dem gleichen Maße besteht und erfüllt, wie es z. B. im Falle der bloßen Muskelkraft oder in dem anderen des militärischen Einsatzes vom Manne verlangt und geleistet werden kann.

Daher halten wir an der Begriffsbestimmung der Frau als gleichgeachtet und ebenbürtig fest, ohne damit eine formelle Wesens- und Wirkensgleichheit für möglich, wünschbar und sittlich richtig zu halten.

Dieser Stellungnahme entspricht genau die Platz- und Rechtsverteilung, welche unsere Vorfahren Frau und Mann im wechselseitigen Lebensspiel gegeben haben.

Aufs deutlichste muß der Behauptung entgegengetreten werden, daß das Christentum die Frau „befreit" habe und ihr erst die

Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins verschafft und erkämpft habe, im Gegensatz etwa zur heidnischen „Bindung in der Familie" oder zu dem Schutzrecht, bzw. der Schutzpflicht des Vaters oder Sippenältesten.

Allerdings stand das Mädchen unter der „Munt" des Vaters, und das bedeutet, daß er Recht und Pflicht hatte, über sie zu wachen, sie zu bewahren vor Angriffen und Zumutungen Anderer und ihr den Bewerber um sie vorzuschlagen. Dies ist dasselbe Schutzrecht und die gleiche Schutzpflicht, die noch heute Vater und Mutter bis zur Mündigkeit des Mädchens haben. Aber wenn das Mädchen den Vorschlag des Vaters beharrlich ablehnte, konnte keiner sie zwingen, einen Mann zu nehmen, den sie nicht mochte. Beim sogenannten Brautraub, den ein vom Vater nicht anerkannter Bewerber um die Gunst des Mädchens plante oder ausführte, handelte der „Räuber" selbstverständlich im Einvernehmen mit dem Mädchen, denn ohne dieses hätte er eine solche ungesetzliche Entführung nicht wagen und ausführen können. Der Brautraub spricht vielmehr für die Wahlfreiheit des Mädchens, wenn die Sippe der Bewerbung nicht zustimmte. (Dieser Fall ist in einer geschichtlich hochbedeutsamen Lage eingetreten. Armin-Hermann (der Befreier) „raubte" Thurshild (von den Römern Thusnelda genannt), weil der Vater Sigast (Segestes) sie dem jungen aufstrebenden Cherusker-Führer nicht geben wollte. Daher stammt auch der Konflikt zwischen dem Schwiegervater und dem Sieger gegen die Römer: Haß, Eifersucht auf den erfolgreichen Jüngling, genährt durch die Entführung der eigenen Tochter, „Meinungsverschiedenheit" in der Behandlung der Landesfeinde (der Römer) führte schließlich zum Verrat an dem ersten großen Deutschen unseres Volkes und zu seiner heimtückischen Ermordung, eine Tat, die sich als Motiv bis ins Nibelungenlied vererbte, wo Sigfried vom Neiding Hagen hinterrücks erschlagen wird.)

20.

Der Mann als Bauer, Krieger, Seemann

Der germanische Mann der Frühzeit (1 000 vor bis 1 000 nach Ztwd.) war im wesentlichen Bauer, freier Herr auf freiem Grunde. Er war der eigentliche Träger der Gemeinschaft des Stammes, er war Sippenführer und Rechtsvertreter. Er war jedem anderen gleichgestellt, da es einen grundsätzlichen Unterschied zwischen einem und dem anderen „Freibauern" nicht gab. Auch der Stammesführer im Kriege, der Herzog, war nichts anderes

als ein gleicher unter gleichen, primus inter pares, wie der lateinische Ausdruck dafür lautet. Er war Freier unter Freien, da nur solche zur Stammes- und Volksgemeinschaft gehörten. Nur sie konnten auf dem Thing (Ding) erscheinen und Rechte und Pflichten wahrnehmen.

Er bestellte seinen Acker, zog Rinder und Pferde, wohl auch Schafe und Schweine und ging auf die Jagd, wo Wild vorhanden war. Der große Wald war damals überall in Germanien noch das Gebiet der freien Jagd, und dieses Recht ließ sich der Bauer von keinem nehmen.

Im Kriege gehörte er selbstverständlich zum Heerbann. Freude am Kampf und an der Waffe war für den Freien Pflicht und Lust gesunden Lebens. Wirkliche Kriege waren in der Bronzezeit selten, Stammesfehden wurden mit dem Schwerte oder in gütlicher Einigung ausgetragen. Letzteres galt als vernünftig und erstrebenswert. (Der Germane war kein Berserker oder Kriegslüsterner von Natur aus, da er den Frieden als hohe Gabe des Schicksals schätzte.) Aber wenn die Thinggemeinde rief und der Heerzug beschlossen war, konnte sich keiner, der Ehre hatte, diesem Ruf entziehen. (Sieg-Fried, Fried-bert heißt der an Frieden glänzende).

Jedoch lag – ohne Widerspruch zum vorher Gesagten – jedem tüchtigen Volksmann das Waffenspiel im Geblüt. Es galt als geheiligtes Fest, sich im Kampf zu bewähren und den Tod in der Schlacht nicht zu scheuen. Schwächliche Friedenssucht um jeden Preis galt als schmählich, der Einsatz des Mannes als selbstverständlich und höchste ehrenvolle Pflicht jedes Freien. (Schiller: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.")

Man hat manchmal gefragt, wie denn die Wikingerzüge der Nordleute zu verstehen sind, und ob sie nicht die Meinung bestätigen, daß die Germanen ein kriegs- und beutelüsternes Volk waren. Hierbei ist mancherlei zu berücksichtigen, was in Ehrlichkeit und Offenheit die Wesensart unserer Verwandten und Stammesbrüder erklärt, ohne Züge zu beschönigen, die vorhanden waren und sogar geschichtliche Wirkungen großen Stils ausgeübt haben. Wir haben nicht die Absicht, ein Idealbild unserer Vorfahren zu zeichnen. Im eigenen Interesse müßten wir Mängel und Fehler unserer Menschenart zugeben und eingestehen, sofern sie wirklich vorhanden sind oder waren.

Die Wikingerzüge der Nordgermanen (Dänen, Schweden und Norweger, gelegentlich auch deutscher Teilnehmer) beruhen, politisch gesehen, vor allem auf der Tatsache, daß sie einen Ge-

genschlag gegen Karls, des Westfranken, gewaltsame Bekehrung und Unterwerfung der deutschen Freiheitsträger, vornehmlich der Sachsen, darstellten. Dieser Gegenschlag richtete sich gegen das Christentum und die Königsmacht. Denn beides war den Nordleuten verhaßt, und die Verschwägerung Wittekinds mit dem dänischen Fürstenhaus war ein hinzukommender Grund für die Teilnahme an den Kriegs- und Beutezügen der Nordmänner.

Aber es soll auch nicht verhohlen werden, daß außer den religiös-politischen Motiven ein Großteil an Fahrtenlust, Abenteuersinn, Beutefreude und Kampfgesinnung um des Kampfes willen in jedem echten Nordmann steckte. Es war ein gesundes, urkräftiges Volk, die Welt schien ihren Schiffen, den Drachen mit den fliegenden Bannern und Runen in den Segeln offen zu stehen, und ihrem Schwerte hielt selten einer stand. Schon Tacitus, der römische Schriftsteller des 1. und 2. Jahrhunderts, schreibt von den Germanen, daß sie es für unwert hielten, etwas durch Handarbeit zu erringen, was sie mit dem Schwerte erobern konnten. Man würde dem Verständnis junger Völker keinen psychologischen Dienst erweisen, wenn man diese Züge nicht als selbstverständlich und bejahenswert für solche Völker der Frühzeit mit einrechnete. Diese rauhen Bauern und Krieger hatten keinen Grund, Pazifisten zu sein. Ihre Sitten- und Volkswerte lagen auf einer anderen Ebene als der moderner Illusions-Theoretiker.

Aber einer geschichtlichen Tatsache muß hier noch gedacht werden, die uns die Fähigkeiten des germanischen Menschen der Frühzeit in einem besonderen Lichte zeigt. Das sind die Wikingerfahrten in der Zeit von 875 bis etwa 1 050 nach Ztwd., welche Europa und die östliche Welt mit Staunen und Schrecken erfüllt haben. Als Gegenschlag gegen die gewaltsame Bekehrung und Unterwerfung der Sachsen führten sie zunächst nach Frankreich und erreichten in sieben Zügen auf der Seine Paris, das sie plünderten oder ihm schwere Tributzahlungen auferlegten. Hilflos lag das Frankreich unter den schwachen Nachfolgern Karls vor der Drohung der normannischen Schiffe und gab alles, was es kriegerisch nicht verwehren konnte. Dann gründeten die Wikinger gar ein Reich auf französischem Boden, das Normannenreich, wo man nach den Worten lateinischer und französischer Chronisten ein goldenes Armband an einen Baum der Straße hätte hängen können, ohne daß es gestohlen worden wäre. So herrschte Zucht und Sitte, Anstand und Ehrlichkeit im Reiche der Nordmänner. Im 11. Jahrhundert eroberten sie dann England und führten das Feudalsystem, ein fränkisch-christliches Herrschaftsschema, in dem bis dahin freien Sachsenlande ein.

Im Jahre 875 fuhr der Norweger Ingolfur Arnarsson nach Island und gründete zwei Jahre später Reykjavik (Rauchbucht), welches später die Hauptstadt des Landes wurde. Vor der Königsmacht, die sich im Heimatlande breit zu machen begann, und vor dem Zwangschristentum war er ausgefahren, um ein freies Land zu suchen. Ihm folgten im selben und nächsten Jahrhundert Tausende, die das harte, gletscherkalte und vulkangefährdete Land ihren norwegischen Bauernhöfen vorzogen, wenn sie nur in Freiheit leben konnten.

Hundert Jahre später, 975, fuhr Erik der Rote mit vielen Schiffen nach Grönland und begründete dort eine freie Volkschaft, die sich bis ins 15. Jahrhundert hielt. Um 1 000 fuhr sein Sohn Leif von Grönland nach Nordwesten und Süden und entdeckte, 500 Jahre vor Columbus, das nordamerikanische Festland. Thorfinn Karlsefni machte nach 1 000 mit mehreren Schiffen eine Reise bis nach Vinland, welches etwa die mittlere amerikanische Küste bis Boston bezeichnen dürfte. Er blieb drei Jahre in dem Lande, bis er dem Druck der Indianer weichen mußte.

Diese kühne und harte Seefahrer- und Kriegerrasse hat das christliche Europa für zwei Jahrhunderte nach Karl dem Westfranken mit einem heilsamen Schrecken erfüllt, war es doch nur die Quittung für die unreligiöse Machtbekehrung des Abendlandes durch den Frankenkaiser und seine Nachfolger. Es war Sühne und Rache für die Vernichtung der Heiligtümer unserer Artvölker, der Niederschlagung der Irminsulen und der Zerstörung der geweihten Stätten unserer Ahnen. Die Wikinger haben damit ein Vermächtnis erfüllt, das heute noch als Mahnung und Aufruf an uns besteht. Schließlich ist es bekannt, daß die gleichen Seefahrerscharen durch die Ostsee, über den Ladoga-See und den Dnjepr-Dnjestr-Weg ins Schwarze Meer gelangten, von dort nach Byzanz, wo sie Handel trieben oder sich der Leibwache des byzantinischen Kaisers als treueste Gefolgsleute auf Zeit anschlossen, von dort aus ins Mittelmeer fuhren, auf dem Kap Sunion, wo der Poseidon-Tempel steht, eine Runentafel hinterließen und die Heimat durch die Straße von Gibraltar wieder erreichten. Europa lag in diesen Jahrhunderten offen vor ihnen. Im 11. Jahrhundert noch gründeten sie den Normannenstaat Sizilien, in dem sie die herrlichsten Dome und Burgen errichteten, die noch heute die Bewunderung aller Reisenden erregen.

Der germanische Aufstand gegen das Christentum hatte zwei Jahrhunderte gedauert, dann beugten die stolzen Seefahrer der Weltmeere die Knie vor dem Gott des Südens und der päpstlich-kaiserlichen Macht und trugen nur in ihrem Herzen noch den Traum der Freiheit und Unabhängigkeit, für den so viele ihrer

besten Mitgefährten in den Tod gegangen waren. Wir dürfen aber die Kräfte nicht vergessen, aus denen alle diese Taten erwuchsen: es sind die besten und stärksten Eigenschaften unserer Menschenart, die in ihnen zum Ausdruck kamen. Sie haben später trotz der Verchristlichung unseres Lebens, die oft nur eine äußere war, das Schicksal Europas und der Welt gestaltet.

21.

Die Frau: Mitkämpferin, Mutter, Ärztin

In der vaterrechtlichen indogermanischen Familie hatte die Frau, das heranwachsende Mädchen, die Jungfrau, eine besondere Stellung. Sie war hochgeachtet, nicht „unterdrückt", wie moderne Mutterrechtlerinnen manchmal behaupten. Sie wurde von der Muntschaft der Sippe vor allen Gefahren beschützt, keiner durfte sie anrühren und verletzen. Vergewaltigung und Belästigung galten als todeswürdige Ansinnen und Verbrechen. Ebenso wurde Ehebruch mit dem Tode bestraft, wie die Moorleichen beweisen. Auch der Mann fiel unter diesen Richtspruch. Die Ehe war heilig. Als Stätte der Geburt rechtmäßiger, erbberechtigter Kinder wurde die Ehe mit den härtesten Mitteln geschützt Liberalität und Duldsamkeit gegenüber Übergriffen und Verletzungen des Sittengesetzes waren nicht am Platze. Dieses muß vorangestellt werden, wenn man Haltung und Rechtstellung der Frau auch im Germanischen richtig beurteilen will. Alle diese Bestimmungen und Einstellungen der Volksgemeinschaft dienten dem einen Ziele, die weibliche Unangetastetheit vor und in der Ehe zu bewahren und die Frau wie das Mädchen vor Gemeinheit und Mißbrauch zu schützen.

Die freien germanischen Frauen, oft kühne und herrische Gestalten von hoher Würde und herber Schönheit, machen wahrlich nicht den Eindruck geängstigter und vernachlässigter Zeitgeschöpfe im Rahmen der Großstämme der Artvölker des Nordens. Selbst bis nach Griechenland reicht in der Zeit der Schilderungen der Odyssee (Penelope) der Reiz dieser echten, treuen und sittlich hochstehenden Jungfrauen (Athene!) und Gattinnen der Könige und Krieger der Heldenzeit. (Daß es daneben auch treulose und verräterische gab, sollte gelassen zugegeben werden. Denn das Edle glänzt stets am besten neben der Ungestalt des Gemeinen, und in jedem Menschentyp ist beides angelegt, das Erhabene und das Niedrige. Denn wir haben nicht die Absicht, hier allein Idealbilder zu zeichnen.)

Daß ein germanisches Mädchen in weitestem Maße – innerhalb der Sippe und der Stammesgemeinschaft – Freiheit besaß, erweisen die Tatsachen der Geschichte. Schon in der Bronzezeit dürfen Frauen Waffen tragen, wie aus den Dolchfunden der Ackerbaukultur hervorgeht. Da Frauen und Mädchen vielfach halfen, den Boden zu bestellen, besonders in der anfänglichen Hackbauzeit, hatten sie zu ihrem Schutze das Bronze-Kurzschwert am Gürtel, das sowohl wilden Tieren wie Raubversuchen feindlicher Stämme galt. In der Völkerwanderungszeit haben Frauen und Mädchen die Lagerwälle mit dem Schwerte verteidigt und sich selbst sogar den Tod gegeben, wenn sie dem Eroberer nicht in die Hände fallen wollten. (Verbürgt bei Kimbern und Teutonen.)

In der Wikingerzeit der großen Seefahrten nahmen Frauen sogar an der Amerikafahrt teil (Vinlandreise Thorfinn Karlsefnis) und standen „ihren Mann", indem sie den drohenden Indianern entgegentraten und diese mit ihrer herben und großartigen, fast wilden Schönheit entsetzten, so daß sie sich umwandten und trotz Überzahl flohen.

Keine Frauenrechtlerin kann sagen, daß dies Beweise unterdrückter Weiblichkeit seien, im Gegenteil: niemals ist die selbständige Rolle der Frau so leuchtend, aber auch als so gefährlich erschienen wie in den alten Sagas und den frühzeitlichen Sagen unserer Völker. Hier wird auch an die Schildjungfrau Brynhild erinnert, die ihren Bewerbern kriegerische und sportliche Bedingungen für die Ehe mit ihr stellt. Auch Kriemhild ist eine, wenn auch ins Tragische und Dämonische überhöhte echte Erscheinung der eingeborenen und angestammten Kraft, inneren Stärke und furchtbaren Folgerichtigkeit der Frauen unserer Art. Diese waren von Natur aus und auch im Rahmen ihrer Auslebemöglichkeiten freier und selbständiger als der heutige Normaltyp in der modernen Ehe. (Auch die keltische Königin Boadicea kann als Beweis indogermanischer Frauentapferkeit und -größe herangezogen werden. Schließlich ist das weibliche Thronfolgerecht mancher europäischer Staaten auch ein Rest altgermanischer Wertschätzung des weiblichen Geschlechts.)

Die stillen und unbekannten Frauen unserer Völker sind die Mütter. Sie erfüllen ihr Leben im Dienste an ihren Kindern, in der Treue und Gefährtschaft zu ihrem Gatten, in Zucht und Arbeit ein Leben lang. Sie bewirken ohne Aufsehen, daß das Wesen jedes Volkes gut und echt bleibt, solange sie gut und echt sind. Von den stillen Müttern wird mehr Volksschicksal gestaltet als oft von lauten Taten der Männer. Sie bewahren die werthafte Sitte, die letzte Echtheit der Kinder unserer Art. Wenn

sie versagen, ist das Volk mehr bedroht als durch Krieg und Not. Was sie in den vergangenen Kriegen getan, bewirkt, geleistet und gerettet haben, ist unmeßbar. In dem Lied, das wir oft zu Weihnachten sangen: „Mütter, tief in Euren Herzen schlägt das Herz der ganzen Welt", kommt die Innigkeit und Wahrheit mütterlichen Seins und Wirkens zum Ausdruck.

In der Frühzeit unserer Völker hatten sie eine hohe geachtete, unangefochtene Stellung. Sie waren unverletzlich. Als Aud, die Gattin des geächteten Gisli in der isländischen Saga, dem Nachspürer ihres Mannes den Beutel mit Silber über den Kopf schlägt, den dieser ihr angeboten hat, wenn sie sein Versteck verrät, greift der Mann zum Schwert. Aber seine Gefolgsleute hindern ihn daran, die Frau zu töten. Da sagt die Gattin Gislis: „Das war Dein Lohn dafür, daß Du mir den Verrat an meinem Manne zumutest."

Solche Haltung wird ohne weitere Bemerkung geschildert. Sie ist kennzeichnend für das Inbild der Frau des Nordens. Gefährtschaftlichkeit, Tapferkeit und Treue sind hier nicht leere Worte. Es sind Werte, die gelebt und verwirklicht werden.

Als Heilkundige versorgt und pflegt, hütet und heilt die Frau den Verletzten im Krieg oder bei Jagd und Arbeit. Sie kennt die Kräuter, sie weiß Knochen zu richten und Heiltränke zu brauen, sie ist auch der feineren Mittel kundig, durch seelische Behandlung ein Übel zu mildern. Die alte Frau, die „böten" konnte und z. B. nervliche Erscheinungen, auch Gürtelrosen besänftigte und mannigfache Gefühlserkrankungen wieder ebnete und begütigte, ist allen Alten unserer Zeit noch bekannt.

22.

Die Seherin

Für die ursprünglichen Völker unserer Art (wie für alle im magischen Zeitalter und in der magischen Seelenart lebenden Stämme) ist die Frau mit seherischen Gaben bezeugt.

Von den Griechen ist die Pythia in Delphi als Künderin des Gottes Apollon bekannt, zu deren „Orakel" selbst Abgesandte ferner Völker zogen, die großen Reichtum an Gaben und Spenden mitbrachten.

Auch andere Weissagerinnen sind bekannt, unter ihnen Pyto in Samos, Kassandra in Troja, welche mit hoher Achtung verehrt und gepriesen wurden.

Im alten Rom war es die Sybille, welche großes Ansehen genoß und deren Sprüche mit denen anderer Seherinnen zusammen in den Sibyllinischen Büchern aufbewahrt wurden.

In Germanien sind uns drei Gestalten namentlich bezeugt, Ganna bei den Semnonen (Osten und Mark Brandenburg), Velleda bei den Brukterern (am Rhein) und Albruna im Gebiete der Cherusker. Velleda rief ihren Stamm zur Selbstbehauptung im Kampfe mit den Römern auf, wurde gefangen genommen und nach Rom geschleppt, wo sie als eine tragische Gestalt germanischen Freiheitsgefühls starb.

Diese Sehergabe, welche der des „zweiten Gesichts" gleicht, stammt aus den Tiefenschichten des Menschen, die unserm verstandesmäßigen Zeitalter oft als veraltet, überholt oder abergläubisch erscheinen. Ihr liegt jedoch, wo solche Sehergabe nicht erwerbsmäßig verwendet wird, das Geheimnis der ursprünglichen Fähigkeiten des magischen Menschen zugrunde. Diese Kräfte gibt es noch heute, sie haben die Zeit des Rationalismus überlebt und reichen immer noch in die Urgründe des Menschlichen hinab.

Oft waren es alte Frauen, welche um die Zukunft befragt wurden, manchmal waren es auch Jungfrauen, die noch im ungebrochenen Besitz einer kindlich-unbewußten Innenwelt waren und so den Tiefendingen der Natur näher standen als die Menschen des nüchternen Wirklichkeitslebens der äußeren Tagesgestaltung.

Die Seherin, welche dem römischen Feldherrn Drusus entgegentrat, – wir wissen nicht, ob es die obenbenannte Albruna war, – sagte ihm sein jähes Ende auf dem Feldzuge voraus. Sie wird als nordische Jungfrau mit weißem Haar und hoher Gestalt von unsagbarer Würde geschildert. Sie prophezeite dem Siegesgewissen den vorzeitigen Tod in Germanien, wenn er nicht vom heimischen Boden weichen wollte. Auf dem Rückzuge seines Heeres – nach unentschiedener Schlacht – ereilte ihn dann das Schicksal: er stürzte vom Pferde und starb bald darauf.

Von einer anderen berühmten Frau unseres Volkes, deren Gestalt an die cheruskische Seherin erinnert, wird uns mit Gewißheit überliefert, daß sie das Haus ihrer Eltern, eine alte Adelsburg in Westfalen, hatte brennen sehen. Das Ereignis trat ein, und die Jungfrau Annette von Droste-Hülshoff, die bekannte Dichterin, hat zeitlebens unter dieser Gabe und der besonderen Erinnerung an den Brand des elterlichen Schlosses gelitten. Denn die Gabe des Vorhersehens ist mit großen inneren Spannungen verbunden, die den Besitzer quälen und nicht zur Ruhe

kommen lassen. Es ist eine „Danaergabe", wie die Griechen sagten, was bedeuten soll, daß die Götter sie nicht „umsonst", d. h. ohne Opfer und Pein ihren Lieblingen verleihen.

Wahrschauen und Vorhersagen spielt im Märchen, aber auch in der Wirklichkeit der bäuerlichen und seemännischen Bevölkerung noch heute eine geheime Rolle. Jungfrauen, alte Männer und alte Frauen sind oft von dieser Gabe befallen und leiden unter ihr. Hochmut und Überheblichkeit des intellektuellen Städters dürfte hier fehl am Platze sein. Die Urkräfte des Volkes sind immer noch am Werke. Und wir können glauben, daß es um eine Art noch nicht geschehen ist, daß ein Volk noch letzte innere Kraft besitzt, solange solche von dem Göttlichen „begabte" Menschen die Überlieferungen unserer Seele wach erhalten.

(Darauf verweist der große Dichter unseres Volkes Stefan George in seinem ganzen Werk. Auch in ihm hat diese Urkraft eine große Profetie ausgelöst, die der Wissende in vielen seiner Dichtungen wiederfindet.)

(Siehe: Stefan George Das Neue Reich, Verlag Bondi, Berlin)

23.

Viertes Gespräch: Fragen zur germanischen Welt

Alwis: Wir haben uns nun mit dem germanischen Leben beschäftigt und seine Triebkräfte und Eigenschaften betrachtet. Ist euch an der Darstellung oder an einzelnen Fragen etwas Besonderes aufgefallen?

Inga: Ich habe mir den ganzen Teil III nochmal durchgelesen und finde, Ihr habt das alles klar geschildert. Eins fiel mir besonders auf: die Hervorhebung der Frau im germanischen Leben. Ist das wirklich so gewesen, oder habt Ihr vielleicht doch ein Idealbild gezeichnet?

Alwis: Nun, ich glaube, beides ist richtig und der Fall. Ich habe freilich das normale häusliche Mädchen und die Tagesarbeit der Frauen nicht besonders geschildert, weil sie im Grunde nicht anders war als die der Menschen auf dem Lande heute, abgesehen davon, daß alles viel einfacher und schwieriger war als heute. Z. B. Wasser mußte da sein, und da half nur der gute Brunnen. Dann mußte das Wasser in die Küche geholt werden. Wer besorgte das wohl meist?

Boda: Als ich auf dem Lande war, wo noch keine Wasserleitung war, holten die Mägde das Wasser.

Alwis: Ja, das ist richtig. Natürlich griff die Frau auch mal zu, wenn es nötig war, oder ihre große Tochter tat es. Wer waren denn die Mägde? Woher kamen sie?

Rolf: Ich habe gelesen, daß die Germanen Sklaven hatten, die solche Arbeiten besorgten.

Alwis: Das stimmt. Oft waren solche Unfreien auf einem Hofe, die gekauft waren oder von Kriegszügen nach Hause gebracht wurden. Das trifft aber hauptsächlich für die Wikingerstämme zu. Denn die Bauern in Deutschland z. B. hatten wenig Gelegenheit, von Kriegszügen Sklaven mit nach Hause zu bringen.

Boda: Wo schliefen und wohnten denn diese Mädchen, die unfrei waren?

Alwis: Die Mägde hatten meist eine Kammer in der Nähe der Hausfrau. Die Knechte schliefen wohl meist in einem Verschlag innerhalb der Ställe, wie ich es noch vom Hofe meines Großvaters kenne. Ich durfte einmal beim Knecht neben dem Pferdestall in einer kleinen Kammer mit Strohbett schlafen und habe es sehr gern getan.

Inga: Warum waren denn diese Knechte und Mägde Sklaven?

Alwis: Das kommt von zwei Dingen: Entweder waren es Kriegsgefangene von fremden Völkern oder solche, die bei Eroberungszügen in die Hände der Sieger fielen. Wer sich aber ergab, – als Mann, – hatte damit seinen Anspruch auf Freiheit und auch auf das volle Mannesrecht verloren, denn der Krieger siegte oder starb, so wollte es die germanische Sitte. Wer aber in die Hände des Feindes fiel, der wurde unfrei. (Z. B. auch wenn er verwundet war.) Bei den Mägden handelt es sich entweder um gekaufte Sklaven oder um freie Mädchen aus anderen Familien, die einmal woanders „lernen" sollten, z. B. um Verwandte.

Inga: Wie wurden denn die Sklaven nun behandelt? Man hört doch so viel von der Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten früher.

Alwis: Ihr müßt euch das ganz praktisch vorstellen. Eine Hilfe im Hause und auf dem Felde war etwas Kostbares. Daher wurden diese Unfreien auch gut behandelt, denn sie

sollten ja arbeiten und helfen, gesund bleiben und auch das Haus im Notfalle, wenn der Vater und der Sohn fort waren, beschützen. Also mußte man sie auch gut behandeln. Aber das hing natürlich jeweils vom Wesen des Hausherrn ab. Doch pflegte der Mensch unserer Art seine Untergebenen selten schlecht zu behandeln, weil sie dann träge oder unwillig wurden und unter Umständen sogar eine Gefahr darstellten.

Rolf: Durften die unfreien Knechte denn Waffen führen?

Alwis: Ich würde sagen, daß eine solche Erlaubnis von dem Grade abhing, in dem der Knecht oder Unfreie als zuverlässig galt. Wenn er schon lange in der Familie war und sich bewährt hatte, durfte er sicherlich im Notfall oder Kriegsfall Waffen führen. Oft wurden solche Unfreie auch zu Halbfreien (Hörigen) und bekamen ein Stück Ackerland, das sie selbst bestellen konnten. Schließlich gab es im Falle besonderer Bewährung auch die völlige Frei-Erklärung der Abhängigen. (Siehe noch Wilhelm Tell: Rudolph erklärt bei dem Siege der Eidgenossen alle seine Knechte frei.)

Horst: Dann hat wohl das Christentum später alle Unfreien frei gemacht, so sagte uns doch unser Religionslehrer.

Alwis: Davon kann nun gar keine Rede sein. Diese Frage muß man sehr genau behandeln, ohne Propaganda und Voreingenommenheit. Zunächst müssen wir bedenken, daß die christlichen Missionare besonders den Knechten und Mägden, die unfrei waren, ihre Geschichten vom Erlöser und Befreier aller Armen erzählten. Aber ändern konnte auch die Kirche nichts an der sozialen Stellung der Unfreien, selbst dann nicht, wenn diese Christen wurden.

Horst: War denn die Kirche nicht allmächtig in der damaligen Zeit?

Alwis: Sie war sehr mächtig, vom 9. und 10. Jahrhundert ab. Aber allmächtig war sie nicht. Fürsten und Ritter hatten überall Halbfreie und Unfreie in ihren Diensten. Sie dachten gar nicht daran, diese ganz frei zu machen.

Inga: Aber das war doch Unrecht gegenüber den armen Menschen, die unfrei waren.

Alwis: Wir dürfen dies nicht mit den Augen des modernen Menschen ansehen. Die Kirche selbst trieb ja viele kleine Bauern im Mittelalter in einen Zustand hinein,

der auch nur praktisch Sklaverei war, indem der Bauer vier Tage für die Kirche arbeiten mußte.

Außerdem gab es im ganzen Mittelalter den „unfreien Ritter". Da staunt Ihr, nicht wahr? So war zum Beispiel der größte Dichter des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, ein Unfreier und durfte aus diesem Grunde nicht auf den Kreuzzug gehen. Die Kirche und der Staat (das Lehnssystem) beruhte also zum Teil direkt auf der Tatsache des unfreien Standes. Aber Sklaven im Sinne südlicher oder orientalischer Bräuche und Behandlungsweisen hat es bei uns nicht gegeben.

Helmo: Ich möchte nun noch gern wissen, wie die Unfreien zum Christentum standen. Sahen sie es nicht gern?

Alwis: Du kannst Dir denken, daß die Lehre von der Erlösung durch Jesus Christus gern wortwörtlich genommen wurde. Ebenso die Lehre von der Gleichheit der Menschen untereinander. Deshalb erwarteten sich viele Mägde und Knechte etwas vom Christentum und nahmen es gern und eher an als die Reichen, Wohlhabenden und Herren der Höfe. Die Predigt an die Armen kam ihnen sehr entgegen, und so ist es bei allen Bekehrungen gewesen: fast immer wurden die Knechte und Mägde, die Unfreien und Sklaven zuerst Christen. Das gilt für den Orient, den Süden und auch für Europa.

Horst: Nun ist mir noch eins eingefallen: Warum fuhren eigentlich die Wikinger durch die ganze Welt und warum blieben sie nicht zuhause?

Alwis: E i n e n wichtigen Grund habe ich schon genannt, es ist der bewußte Gegenschlag gegen das Christentum. Das gilt besonders für die Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts. Aber es lagen auch noch andere Gründe vor: Der Wikinger war ein Handelsmann und wollte Reichtum mit dem Handel erwerben. Er kaufte billig Pelze ein in Rußland und verkaufte sie teuer. Vor allem aber – und das ist nicht ein besonderes Ruhmesblatt der Nordvölker – handelte er mit Sklaven, erbeutete sie oder kaufte sie auch von anderen, machte sie zu Gefangenen und brachte sie entweder nach Hause oder verkaufte sie an andere, vornehmlich auch an fremde Herrscher. Ihr seht, daß unsere Völker keine Engel waren. Sie waren besitzfreudig, und wir sind es noch heute. Denkt an die Engländer und Holländer, die Franzosen und

Amerikaner, die um Länder, Menschen und Kolonien kämpften und sie erwarben.

Erst in unserer Zeit hat sich (seit der Aufklärung etwa im 18. Jahrhundert) der Gedanke geregt, daß jeder Mensch und jedes Volk einen Anspruch auf Freiheit hat. Und selbst heute wird dieser Grundsatz zwar in die weite Welt ausposaunt, aber die Mächtigen richten sich nicht oder kaum danach. Rußland hat heute noch viele Völkerschaften unterjocht, die gar nicht gern und nicht freiwillig in ihrem Staatsverband bleiben wollen. Die europäischen Völker haben Jahrhunderte lang Kolonien gehabt und diese auch ausgebeutet. Freilich keineswegs immer zum alleinigen Schaden der Einwohner jener Länder. Oft haben sie Zivilisation und Frieden in diese Länder gebracht, wo die Eingeborenen gewöhnt waren, mit allen grausamen Mitteln andere zu unterwerfen und zu knechten.

Aber diese Zeit ist nun fast vorbei. Unser Glaube lehrt uns, jeden andern Menschen zu achten oder zu dulden, insofern und soweit er auch andere Rechte achtet. Aber dieser Grundsatz ist noch keineswegs Allgemeingut in der Welt. Er kann nur mit Einsicht und Geduld und vorbildlicher eigener Haltung durchgesetzt werden. Und bis dahin scheint noch ein langer Weg zu sein.

IV. Teil: Die Wertordnung

25.

Die Wertbegriffe Unserer Menschenart

Die Darstellung der Entwicklung und des Lebens der europäisch-nordischen Menschenart diente der Absicht, einen tieferen Einblick in das Wesen der Völker germanischer Herkunft zu gewinnen. Aus ihm können wir die Werte ableiten, welche diese Menschen unbewußt oder bewußt bestimmt haben, so und nicht anders zu handeln. Jedes natürlich gewachsene Volk richtet sich in seinem Verhalten – meist unbewußt – nach Vorstellungen seiner Seele und seines Geistes, die tief in ihm als eine innere Richte liegen. In den hohen Geistern solcher Völker sagen die Dichter und Weisen (die Philosophen und führenden Frauen) in ihren Worten oder Taten das aus, was sie innerlich bewegt und was zur Antriebskraft ihres Handelns wird. Man nennt dieses ungeschriebene Wissen, wenn es zum vollen Be-

wußtsein gekommen ist, auch die „Sittenwerte" (griech.: Ethos, Ethik), und in Kulturvölkern werden solche „Tafeln der Werte" als geistige und religiöse Verpflichtung und Mahnung in Worte gefaßt und als Sittenlehre gebilligt und bejaht.

In einer echten religiösen Bewegung oder Gemeinschaft muß es daher eine solche Zusammenfassung der geltenden oder zu erstrebenden „Werte" geben, denn sie stellen ja nichts anderes dar als die Wortgebung unserer seelischen Leitbilder, die wir als ewiges Erbe in unserem Herzen tragen.

Diese wollen wir hier in unseren Grundzügen aufzeigen und mit kurzen Erläuterungen versehen. Wir haben ihre Zusammenfassung in unserem religiösen Bekenntnis „Tafel der Werte" genannt.

In der Tafel der Werte (BEKENNTNIS UNSERER ART von Wilhelm Schnitter, 2. Auflage 1969, Stade/Berlin) sind 49 Werte genannt, von denen wir hier nur eine Auswahl erläutern können. Wir wählen die wichtigsten Begriffe aus, um sie als kennzeichnend für die europäisch-nordische Menschenart zu besprechen. In der „ARTRICHTE MEINES TUNS" sind in ähnlicher Form, aber unter anderen Gesichtspunkten, 32 Werte behandelt worden. Hier sollen nur diejenigen näher dargestellt werden, die typisch, in besonderem Sinne kennzeichnend für die europa-entstammten Artvölker sind.

26.

Der Grundbegriff der Ehre

Dieses Wort hat zum Inhalt zwei von einander begrifflich trennbare Bedeutungen. Erstens ist der innerste Kern der Ehre die berechtigte Selbstachtung. Das bedeutet, daß sich jeder Einzelne als im Besitze eines guten persönlichen Gewissens befinden muß. Und dies heißt wiederum, daß sich jeder – zum mindesten – bemüht, ein solches zu haben und zu behalten. Gutes Gewissen aber meint Gefühl und Bewußtsein sittlicher Rechtschaffenheit, oder wenigstens des unermüdlichen Bestrebens, als ein sauberer, ordentlicher, zuverlässiger und vertrauenswürdiger Mensch zu gelten, – nein: es zu sein.

Man sieht wohl, daß mit diesem Grundbegriff tatsächlich etwas Entscheidendes gefordert oder vorausgesetzt wird: nämlich die Unantastbarkeit der seelischen und leiblichen Haltung.

Ein Gehenlassen in moralischer Beziehung, ein Sich-Fallen-Lassen im Hinblick auf Körper und Charakteräußerung, ein

Hinnehmen dessen, daß man unvollkommen ist, ein Anerkennen, daß man gestellten sittlichen Forderungen nicht genügen kann, mindert die Ehre des Betreffenden.

Da man es aber nicht jedem ansieht, wenn er ein Lump ist, so bleibt die Erfüllung der sittlichen Ehrforderung dem innersten Gewissen und dem persönlichen Handeln jedes Einzelnen überlassen. Oft sieht man es einem Menschen an, daß er sich nicht im sicheren Besitz des Ehrgefühls befindet. Der klare Blick, das „unschuldige Auge", die reine Haltung, das sichere Handeln und Tun, Festigkeit in der Abwehr schmutziger Worte und Taten sind meist Anzeichen und Beweise eines ehrenhaften Wesens. Solche Menschen wirken durch ihr S e i n mehr als durch W o r t e. Sie sind in jeder gesunden Gesellschaft und Gemeinschaft die Träger der „unverrückbaren" Sitte unserer Art, unseres Volkes und, wie wir hoffen, auch die einzigen Menschen, mit denen wir gern persönlich verkehren. Denn wer keine Ehre hat, hat auch keine Selbstgewißheit; er muß zu Täuschung und Lüge, unklarem Lavieren (Hin- und Her-Wenden) Zuflucht nehmen und wird dem geraden Menschen verdächtig durch Ausweichen und Halbheiten.

Zweitens bedeutet Ehre im heutigen wie im früheren Wortgebrauch die äußere Anerkennung, welche „man" einem Menschen schenkt. Man sollte diese freilich nur demjenigen zuteil werden lassen, der die obige Bestimmung der inneren Ehre voll erfüllt. Das ist allerdings heute nicht der Fall, – und war es wohl niemals irgendwann ganz und vollständig. Die äußere Ehre ist das, was einem von anderen entgegengebracht wird. Sie kommt einem jeden Menschen an sich zu, der ein ordentliches und rechtschaffenes Leben führt, der seinen Beruf ausfüllt, seine Pflichten befolgt und keinem innerlich oder äußerlich „etwas schuldig bleibt". Auf diese „Ehre" hat also jeder, der im Besitz der inneren und äußeren Ehrenrechte ist, Anspruch. Ob er wirklich den letzten inneren Anspruch auf solche Ehre besitzt, kann ihm freilich nur sein eigenes Gewissen sagen. Umwelt, politische Gunst, Zeitumstände und menschliche Tücke entstellen und mißbrauchen oft die Ehrforderung des gesunden Volkes.

Ergänzung: E h r g e f ü h l :

In jedem innerlich gesunden Menschen unserer Völker (und natürlich auch in anderen Völkern) lebt ein Ehrgefühl, das heißt: das Bewußtsein davon, daß man sich als „anständiger Kerl" ansieht und sich daher keine Beleidigungen oder Ehrabschneidungen gefallen zu lassen braucht. Wenn dich also je-

mand mit falschen Beschuldigungen angreift, wenn Dich jemand einen schlechten Menschen oder einen Lumpen nennt, so wirst Du Dich wehren und den Beleidiger zurückweisen oder zu bestrafen trachten. Du kannst es, wenn es ein ernsthafter Versuch ist, Dir Deine „Ehre zu nehmen“, gerichtlich einklagen oder, wenn Du von der Zwecklosigkeit solchen Tuns überzeugt bist, mit eigenen Mitteln, gegebenenfalls mit der Faust oder der Waffe vergelten.

In früheren Zeiten war das Letztere ein von Offizieren oder „Leuten von Stand“, also hochgestellten oder in der Öffentlichkeit bekannten Persönlichkeiten gefordertes und immer geübtes Verfahren. Der Beleidigte forderte den Beleidiger zum Zweikampf mit der Waffe auf. (Im alten Germanien wurden solche Auseinandersetzungen grundsätzlich mit größter Härte durchgeführt. Daneben gab es allerdings auch die ehrenvolle Beilegung eines Streites durch Bußezahlung, die meist sehr hoch angesetzt war.)

Wir sehen, daß die Ehre ein Ideal war, zugleich auch eine Wirklichkeit, die das Leben weitgehend bestimmte und von jedem als Richte seine Tuns gefordert wurde. Man kann nicht sagen, daß diese Haltung verschroben, übertrieben oder unsinnig gewesen sei. Sie entsprang nur einem hochgezüchteten, von allen beachteten sittlichen Grundsatz. Heute nimmt man es damit nicht mehr sehr ernst. Selten wird der Beleidiger in einer Weise gerichtlich gestraft, die dem Allgemeinempfinden und dem eingeborenen Gerechtigkeitsgefühl ausreichende Rechnung trägt.

27.

Hochwert Treue

Die Treue wird in unseren Völkern als eine der ersten Tugenden des Menschen gewertet. Aber ihr Begriffsinhalt muß ganz klargestellt werden, damit Treue nicht falsch angewandt oder zu Unrecht gefordert wird, wo sie nicht verlangt werden kann. Zunächst hat sie eine Bedeutung hinsichtlich Ideen. Wann kann und soll man an einer Idee festhalten, der man sich einmal verpflichtet hat?

Sicherlich ist solches Festhalten an einer Idee (Weltanschauung, Weltbild, Religion) abhängig von der Entwicklung der Person, die ihr zugetan ist. In der Jugend ist fast jeder Mensch geneigt, sich den herrlichsten Ideen zu verpflichten. Ideen, die wunderbar und umstürzend erscheinen, weil sie versprechen, das ganze Leben gründlich zu ändern, natürlich zum Besseren

und Schöneren hin. Dieser „Idealismus“ soll keinem jungen Menschen genommen werden. Echte Jugend muß schwärmen, muß die Weltverbesserung wollen und muß Schönheit und Reinheit, Gerechtigkeit und überall sich durchsetzende Vernunft fordern. Wenn der junge Mensch aber älter wird und die Tatsächlichkeit der Lebensdinge richtiger einschätzen lernt, wird er, sofern er fähig ist, dazu zu lernen, manches von seinen Jugendideen und Träumen abstreichen, bis er zu solchen Forderungen gelangt, die erfüllbar und „ohne Blut und Tränen“ erreichbar sind. Hat er dann seiner „Idee“ die Treue gebrochen? Nein, er ist nur selber reifer geworden und über Pubertäts-Ideen hinausgewachsen zu einer ernsthaften und „realistischen“ (wirklichkeitsgemäßen) Betrachtung und Beurteilung der Daseinsdinge. Diese Wandlungsmöglichkeit gilt für typisch jugendliche, also unausgewachsene Idealbilder und Traumvorstellungen. Aber es gibt auch Ideen, über die man nicht hinauswachsen kann; das sind die ewigen Leitbilder unserer Völker. Wenn man sie verläßt und aufgibt, begeht man Verrat und wird schuldig an den Hochwerten unserer Seele.

Solche Leitbilder sind die hier aufzuzeigenden Werte. Werte sind Grundvorstellungen sittlicher Art, die Geltung haben. Gelten aber tun sie im Bewußtsein unseres Volkes und der Artvölker, die herkunftsmäßig zu uns gehören. Die Geltung ist nicht abhängig von Mehrheiten, auch nicht von Volksbefragungen, sondern von ihrem Sittlichkeit-bestimmenden Gehalt. Was das ist, darüber haben keine Mehrheiten zu befinden, weil unsere höchsten Dichter und Denker sie ausgedrückt und bestimmt haben und weil unsere reinsten Tatmenschen und Großen sie in ihrem Leben dargestellt, verwirklicht und dargelebt haben. Dies allein ist der Maßstab für Geltung, keine Massenmehrheit, keine Partei und keine Abstimmung. Plato sagte, die Weisen sollten die Politik bestimmen, und er meint damit, daß es die innerlich Letztverantwortlichen gegenüber der Ideenbildung einer Gemeinschaft sind. Sie sind die Träger und Verwirklicher der Inbilder unserer Art. Man braucht sie nur zu kennen und zu verstehen, um zu wissen, was die letzten Werte sind. In diesem Sinne werden sie hier erklärt, angewandt und gefordert. Man braucht sie auch nicht zu diskutieren. Sie gelten durch sich, indem „alle Guten“, Ehrlichen und und Aufrichtigen, alle Tiefblickenden und sich verantwortlich Fühlenden sie vertreten und mit ihrem Sein und Leben decken. Treue gegenüber den Höchstwerten unserer Art ist daher die höchste Auszeichnung für einen Vollmenschen, die es geben kann. Der Volksmund hat dies in einem Dichtvers ausgedrückt:

„Die Treue steht zuerst, zuletzt im Himmel und auf Erden.

Wer ganz die Treue eingesetzt, dem wird die Krone werden."
Spötter und moderne Diskutierer werden solche Werte zerfasern, auflösen, verreden und in Zweifel ziehen, weil sie ihnen unbequem sind und ihnen Bindung und Verpflichtung abverlangen. Aber die wahrhaft sich verantwortlich Wissenden für Schicksal und Existenz, das heißt zuerst: seelisches Bestehen, unserer Artvölker werden unnachsichtig darüber wachen, daß die großen Leitbilder in ihrer Reinheit erhalten bleiben.
Die stolze Frau Unserer Art wird sich bei der Untreue ihres Gatten hart und fest verhalten. Sie wird von ihm Einsicht und Festhalten am gegebenen Wort verlangen und sich im Weigerungsfall von ihm trennen. Ihre Ehre scheint ihr verletzt zu sein. Wir erinnern uns, daß wir Ehre als berechtigte Selbstachtung bestimmt haben. Sie wird also ihren Stolz und ihre Selbstachtung über die Möglichkeit der Verzeihung setzen und auch über die Hoffnung auf Rückkehr des Ungetreuen. Sie erlegt sich damit – freiwillig – die Last der Trennung auf, denn ihr Stolz erträgt keine Minderung ihres Anspruches auf die volle Zugehörigkeit des Mannes zu ihr allein. Solche Frauen sind heute selten geworden. Wir wollen nicht vergessen, daß sie zu den höchsten Trägern unseres sittlichen Inbildes (Ideals) gehören, weil sie die Wertnorm vollständig aufrechterhalten.
Im Falle von Freundschaftsverhältnissen gelten die gleichen Grundsätze, wie sie oben angesprochen wurden. Freundschaft ist ebenfalls ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit. Wenn der eine es durch seine Handlung oder durch einen Gesinnungswandel auflöst, braucht der andere ihm nicht die Treue zu halten. Das gilt unter Männern wie unter Frauen, wie auch unter freien Liebesverhältnissen in gleicher Weise. Zu verwerfen aber sind im Hinblick auf die seelische Gesundheit unserer Artvölker leichtfertige, unverbindliche, nur auf Genuß gestellte erotische Freundschaften, die keine letzte Bindung bedeuten. Mann wie Frau, Mädchen wie Jungmann erniedrigen sich zu hemmungslosen Genuß-Suchern, indem sie sich geschlechtlich betätigen, ohne eine letzte ausgewachsene Treue-Bindung einzugehen. Dies sind Verirrungen unserer gelockerten und aus allen sittlichen Fugen geratenen Zeit. Sie rächen sich an ihren Teilnehmern von selber, an Leib und Seele, an der Ganzheit menschlicher Liebesbeziehung.

28.

Wert der Tapferkeit

Die von der Cro-Magnon-Rasse abstammende nordeuropide Menschenart hat in den etwa 15 000 Jahren ihrer Sonderentwicklung eine sie auszeichnende H ä r t e angenommen und

durch Auslese weiter gefördert, so daß Kossinna, der erste bedeutende Vorgeschichtsforscher, die Indogermanen als angriffsfreudig und kriegerisch bezeichnet. Das sind Wertbegriffe, die noch vor 50 Jahren in unseren Völkern unbedingt und unangefochten galten. Nach zwei verlorenen Kriegen sind diese Ideale stark herabgemindert im Bewußtsein z. B. des deutschen Volkes. Es ist begreiflich, daß nach zwei furchtbaren Kriegen, deren Blutopfer wir mitgetragen haben, die Hochstimmung am „tapferen Soldaten" geschwunden ist.

Unzweifelhaft aber ist, daß die Nordvölker, und unter ihnen auch das deutsche, auf eine Bewährung ihrer Tapferkeit zurückblicken können, die sich in Jahrhunderten auch in den modernen Formen des Krieges bewiesen hat. Wir haben das als Volk mit einem Opfer an bester Substanz bezahlt, und Erbgenerationen sind ausgefallen, die sonst auf die Kinder der Toten zurückgegangen wären.

Tapferkeit kann angeboren sein. Dann folgt der Träger dieser Anlage problemlos einer gewachsenen Eigenschaft seines Inneren, wenn er sich mutig und opferbereit zeigt und seine Pflicht als Soldat ohne Frage und Zweifel erfüllt. Wohl dem, der dies fraglos und klaglos kann und tut.

Der Hohn und Spott über solche Menschen, die von Natur aus tapfer sind, ist in einer Generation fehl am Platze, die die Bewährung als kämpfender Soldat nicht kennt und auch nicht kennen will, weil sie solche Bewährung fürchtet. Aber in unserem Volke ist immer, solange es noch irgend eine Überlieferungsfolge von Werten gibt, der tapfere Mensch höher geschätzt worden als der Drückeberger und der Feige, der mit intellektuellen „Gründen" sich seiner einfachen Pflicht entziehen will. Tapferkeit kann aber auch auf erzogener Pflichtauffassung beruhen. Dann ist sie als Ergebnis überwundener Angst sittlich vielleicht höher zu werten als die eingeborene triebhafte Tapferkeit. Sich selbst (und den „inneren Schweinehund in sich") zu überwinden, ist gewiß eine hoch einzuschätzende seelische Leistung, und diese ist es, die gepflegt werden muß, um unsere Nation und die verwandten Artvölker vor dem Verfall in Weichheit und Genußsucht zu behüten, dem alle Menschengruppen des Nordens infolge hohen sozialen Standards ausgesetzt sind.

Aber Tapferkeit ist nicht nur eine im Kriege von Männern zu bewährende Eigenschaft. Es ist aller Frauen zu gedenken, die in dem Hagel der Bomben auf Straßen, in Kellern und Häusern auf der Wache ausgehalten haben und dort ihre erhaltende und schützende Pflicht taten. Das gilt für Deutsche wie für Eng-

länder und Franzosen in gleicher Weise. Die Kühle, mit der englische Darstellungen diese Tätigkeit der Frauen schilderten, ist so bezeichnend für unsere gemeinsame Menschenart, daß man nur traurig sein kann, daß sich blutsverwandte Völker sinnlos gegenseitig zerfleischen, wo ihre gemeinsamen Gegner und Feinde woanders stehen als im mitteleuropäischen Lager. Schließlich ist Tapferkeit ein Wert, den es überall in vielen Lagen des Lebens, auch im tiefsten Frieden, zu bewähren gilt. Hilfe in Unglücksfällen, Einsatz in Notlagen wie Feuerbränden und Wasserfluten, Bereitschaft in schwierigen Lagen, Unerschrockenheit bei plötzlichen Vorfällen, Gefährdungen in allen möglichen und jederzeit vorkommenden Gelegenheiten erfordern tatbereite und mutige Menschen, und die Erziehung dazu kann nicht als militaristisch abgewertet werden. Die Vernachlässigung einer solchen vorbereitenden Schulung für unvorhergesehene oder auch bestimmte Notverhältnisse würde zu einer Verweichlichung und Schlappheit in unserer gesamten Lebensführung hinleiten, die im Ernstfalle für jedes Volk verhängnisvoll sein müßte. Tapferkeit ist daher ein immer gängiger Wert.

29.

Hilfsbereitschaft

Als jedem gesunden und vernunftbegabten Menschen innewohnend ist die Eigenschaft der Hilfsbereitschaft unbestritten und überall anerkannt. Kranken, Hilflosen und alten Menschen gegenüber ist sie ein Gebot des Anstandes und der guten Sitte. Sie ist ein Pfadfinder-Ideal und wurde zu jeder Zeit als ein Zeichen menschenfreundlicher Gesinnung betrachtet und gewürdigt. Besondere Höflichkeit in der Hilfe-Bezeugung gilt auch in Europa Frauen gegenüber als angebracht und gefordert. (Heute sieht man auf der Straße und in den öffentlichen Verkehrsmitteln jeden Tag Erscheinungen, die diesem Sittengebot unserer Art widersprechen. Junge Leute helfen Alten nicht mehr, sie stehen von ihren Plätzen nur noch in den seltensten Fällen auf, und sie mißachten Brauch und Volksforderung in einer Weise, die bedenklich erscheint.) Freilich gibt es auch positive Ausnahmen von dieser zur Regel gewordenen Verrohung und Entartung unseres Lebens. Diese weisen dann darauf hin, daß solche jungen Menschen aus Familien stammen, in denen noch Anstand und Hilfsbereitschaft gepflegt werden und zur „inneren Kultur“ des Elternhauses gehören.

Nun gibt es gewisse Fälle, wo solche Hilfsbereitschaft nicht ohne weiteres gefordert werden kann und darf. Wir haben Lagen erlebt, in denen auf Hilferufe weiblicher Stimmen in einem Waldgebiet, wo fremde Soldaten ihre Kasernen hatten, nicht ohne Gefahr von einem abends oder nachts Vorübergehenden geantwortet werden konnte.

Wir erleben Fälle, wo Betrunkene in einen Kanal im Spätherbst getaumelt sind und wo es zweifelhaft erscheint, ob ein junger oder älterer Mensch mehr tun kann, als Hilfe zu holen.

Wir wissen, daß auf Autobahnen oder abgelegenen Straßen Aufforderungen von Autofahrern zu helfen, nicht ohne Gefährdung von Leib und Leben befolgt werden können. Unsere Zeit zeigt Zeichen der Verrohung und öffentlichen Unsicherheit, die zur größten Vorsicht mahnen.

Daher ist der Aufforderung zur unbedingten Hilfsbereitschaft nur mit Überlegung und Achtsamkeit nachzukommen. Es ist ein Unterschied, ob in einer „Gesellschaft" oder Volksgemeinschaft Sitte, Anstand und Menschlichkeit ungebrochen und uneingeschränkt herrschen, Geltung besitzen und wirklich geübt werden, oder ob alle diese sittlichen Werte gefährdet, bedroht und mißachtet werden und nicht mehr allgemeine Selbstverständlichkeit besitzen. Das letztere ist heute der Fall. Allzu große Liberalität in der Anwendung der Rechte des Einzelnen, allzu geringe Autorität des Staates, kaum noch geübte harte Bestrafung der Brecher und Verletzer der ethischen Normen haben dazu geführt, daß wir Gangster-Verhältnisse in weitem Umfange besitzen, die jede Ordnung stören und jede menschlich geübte Hilfe in Frage stellen müssen, wenn es sich um die Bewahrung der eigenen Sicherheit handelt. Die Enge und Schärfe früherer Rechtsbräuche ist einer allzu großen Berücksichtigung persönlicher Freiheitlichkeit gewichen, die nun jede harte Verfolgung von Vergehen oder Straftaten aufweicht und mit Rücksicht auf manipulierte Massenmeinungen unwirksam macht. Dafür haben wir eine weitgehende Verunsicherung unserer Lebensverhältnisse eingetauscht, haben die Rechtsbegriffe verächtlich und labil gemacht und wundern uns nun, daß das Kind auf der Straße und der hochgestellte Mann in der Politik jederzeit der Möglichkeit ausgesetzt ist, entführt, erpreßt oder gar verletzt und getötet zu werden.

Diese Verhältnisse lassen die Forderung der Hilfsbereitschaft an jenen Stellen in einem anderen Lichte erscheinen, wo sie früher gefordert und mit Recht verlangt werden konnte.

Hier steht heute oft das wertvolle Leben des Anständigen und Sittenbewahrers auf dem Spiel, wenn er der Forderung absoluter und unbedingter Hilfeleistung folgen würde. Man sieht, daß Zeitzustände auch im Sittlichen Einfluß auf die Verwirklichung ethischer Normen haben können.

30.

Wahrhaftigkeit

Wert und Forderung der Wahrhaftigkeit scheinen Allgemeingültigkeit zu besitzen. Sieht man jedoch näher hin und untersucht Notwendigkeit und Geltungs-Möglichkeit des Begriffes, so wird man gewahr, daß er nur sehr genau bestimmt und in seiner Geltung begrenzt anzuwenden ist. Freilich war Wahrhaftigkeit bei unseren Vorfahren eine selbstverständlich bei allen vorausgesetzte Tugend. Der Begriff ist mit Ehrlichkeit fast gleichbedeutend, und der ehrliche Mann ist auch der ehrenhafte Mann. Aber schon unsere Vorväter wußten, daß man nicht jedem mit Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit begegnen *durfte*. So zum Beispiel nicht dem Feinde. Es ist oft die Tragödie und das Unglück der ursprünglichen Völker gewesen, daß sie dem Gegner im politischen oder Handelsverhältnis die gleiche anständige Ehrenhaftigkeit zutrauten, die sie selber besaßen. Sie forderten zum Beispiel die Römer auf, den Platz des entscheidenden Kampfes *selbst* zu bestimmen, in der naiven Annahme, daß diese ein faires (gerechtes und anständiges) Verhalten zeigen würden. Aber weit gefehlt! Die Römer wählten einen Kampfplatz, der von vornherein ihren Truppen und Waffen derartige Vorteile verschaffen mußte, daß ein Sieg der Kimbern und Teutonen (um diese handelte es sich) unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich wurde. Übertriebenes Selbstvertrauen auf der einen Seite, gepaart mit sportlich-ehrlicher Denkweise, und auf der anderen Seite tückische und „schlaue" List verschafften den Römern den Sieg. Das Endergebnis war die Vernichtung der Nordstämme bei Aquae Sextiae und Vercellae und damit das Ende ihrer Landsuche im fernen Italien. Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sind im politischen Spiel der Machtverhältnisse zwar eine immer wieder aufgestellte Forderung, die aber nie eingehalten wird und wohl nie eingehalten werden kann. Ihr tritt die Real-Forderung der „Bereitschaft" entgegen, welche die Tafel der Werte für solche Verhältnisse vorsieht.

Trotz dieser Einschränkungen bleiben jedoch Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ein Grundwert der Beziehungen unter den

Menschen. Dem Freunde gegenüber, dem Verwandten, Vater, Mutter und Geschwistern, überall im „normalen" Leben wird Wahrhaftigkeit gefordert. Sie allein macht Gesittung und freundlichen Verkehr unter Menschen möglich. Wir wissen, daß es aus ist mit einem gesunden und förderlichen Verhältnis zum andern, wenn dies nicht auf gegenseitiger Ehrlichkeit beruht. Aber wir wissen auch, daß wir die Nicht-Ehrlichkeit des Andern stets als Möglichkeit einsetzen und betrachten müssen, wo es um Vorteil und Nachteil, um Rang und Einfluß, um Stellung und Parteinahme geht. Sowie Machtverhältnisse unter Menschen berührt werden (und das betrifft das gesamte Gebiet der Politik) ist es mit der Wahrhaftigkeit schlecht bestellt, denn der eine sucht dem anderen auf unehrliche Weise einen Vorteil abzugewinnen, den er auf anständige nicht erlangen könnte. Daher ist der Machtkampf der Völker und Menschen, auch der Rassen und Wirtschaftsgebiete untereinander ein so trübes und oft unmenschliches Kapitel, daß sich viele Menschen unserer Art von vornherein von diesen Dingen fernhalten möchten, weil es ihnen ihre Ehrenhaftigkeit zu beeinträchtigen und zu beschmutzen scheint. Und sie haben, vom rein Sittlichen her gesehen, durchaus recht. Aber der Machtkampf ist a u c h ein notwendiges Lebensgebiet, welches bewahrt, erobert, kontrolliert und bewältigt werden muß. Die Nordvölker sind im allgemeinen keine guten, daß heißt hier, keine geschickten Machtkämpfer, Politiker und Unternehmer, vielleicht mit Ausnahme der Engländer und Amerikaner. Aber auch bei diesen traten der Notwendigkeit ihrer Durchsetzung im realen Leben der Völker sehr oft ihre reinen und schönen sittlichen Ideen in den Weg und verführen sie dazu, Ideale zu vertreten, Unwirklichkeiten zu erstreben, welche die andern geschickt zu i h r e m Vorteil ausnützen. Diese benützen die großen Ideale der menschenfreundlichen Humanität, um sie als Scheinparolen und Propaganda-Schlagworte zu gebrauchen und ihre Gegner mit solchen von ihnen selbst nicht innegehaltenen sittlichen Forderungen zu täuschen und zu übervorteilen.

Wir sehen an dieser Anwendung eines sittlichen Wertbegriffes, daß der Idealwert einer solchen Forderung nicht absolut sein kann. Alle Wertbegriffe sind nur absolut gültig unter ganz bestimmten Voraussetzungen, oder anders ausgedrückt, ihre Anwendbarkeit und Durchführbarkeit ist bedingt und abhängig von bestimmten Lebenslagen. Wahrhaftigkeit kann dem Schwerkranken gegenüber zum Beispiel verhängnisvoll werden, wenn man ihm die augenscheinliche Unheilbarkeit seines Leidens sagt, und doch hat es viele Fälle gegeben, wo scheinbar zum Tode bestimmte Schwerkranke durch eigenen Willen zum Le-

ben oder ungewöhnliche Heilmethoden wieder gesund wurden, gegen alle Wahrscheinlichkeit. Auch hier wäre die absolute Wahrheit schädlich. Der Arzt weiß das und hat daher den Glauben eines Patienten an Genesung bis zum letzten Stündlein aufrecht zu erhalten und zu bestärken.

Aber auch im gewöhnlichen Tagesdasein ist die absolute Wahrheit nicht immer das richtige Mittel, um einen anderen zu bewahren vor unbedachten Schritten oder ihm den Lebensmut zu erhalten, wenn er verzagt ist. Manchmal ist die heilsame und gutbedachte Lüge ein besseres Mittel, eine völlig verfahrene Lage in Ordnung zu bringen als brutale Wahrheit. Starke Menschen können Wahrheiten vertragen, schwache nicht.

Die Höflichkeit (das freundliche Belügen, das sie oft darstellt) ist manchmal der bessere Weg, den Schwachen oder Ahnungslosen über eine Situation wegzuhelfen, die er nicht ertragen und meistern könnte, wenn er die volle Wahrheit wüßte. Wir sehen an diesen wirklichkeitsnahen Erwägungen, daß sittliche Forderungen und Werte mit menschlichen Maßen und einsichtsvollen Mitteln verwirklicht werden müssen, damit nicht im Namen der Wahrheit und Wahrhaftigkeit Unglück geschieht und gerade das Leid eintritt, was mit den Hochwerten gebannt und vermieden werden sollte.

31.

Schlichtheit – Bescheidenheit

Fast alle großen Menschen unserer Art, Dichter, Weltweise (Philosophen), Staatsmänner, Heerführer, Ärzte, besonders auch bedeutende Frauen zeichnen sich durch Schlichtheit aus. Dieser Begriff bedeutet, daß man von seinem Wert „nichts hermacht", daß man nicht eitel ist, daß man „bescheiden" ist, weil man weiß, daß das eigene Können und Leisten eine Gabe des Schicksals, der Götter, der Eltern und Vorfahren ist, daß sie einem gegeben wurde, – „ohn' all Verdienst". Freilich gehört zur überragenden Leistung fast immer auch großer Fleiß, der geübt oder gar erzwungen sein will, oft große Selbstüberwindung, denn der Hang, die Neigung zu gelegentlichem „Gehen-Lassen", zum Ausspannen, zur genüßlichen Ruhe auf Zeit steckt auch in manchem Genie. Stolz auf eigene Leistung ist freilich kein Gegensatz zur echten Bescheidenheit, doch pflegt man solches Selbstbewußtsein und Wissen um seine überragende Tatleistung nicht nach außen hin zu zeigen, man verbirgt sie eher vor anderen, manchmal auch vor sich selbst.

Bescheidenheit steht jedem Menschen wohl an, jedoch braucht diese nicht auszuarten in zur Schau gestellte Demut oder sich selbst verleugnende Nichtigkeit. Das sind Übertreibungen, die uns das Christentum beizubringen versucht hat, damit sich die Menschen „als Knechte Gottes" erweisen. Solche Extrem-Erniedrigungen nach der einen Seite sind ebenso maßlos und zu verwerfen wie die Eitelkeit der allzu Selbstsicheren oder der Hochmut der unberechtigten „Herrenmenschen". Bescheidenheit ist fast immer gepaart mit Innerlichkeit und seelischer Feinfühligkeit. Daher wirken solche Menschen auf uns als angenehm, anziehend und vorbildlich. Denn wahre Leistung zeigt sich immer, setzt sich meist auch ohne Reklame und Geschrei durch – außer in der Politik, wo dies zum Geschäft gehört. Tief religiöse Menschen sind meist bescheiden, ohne kriecherisch zu sein.

Nun versteht man unter Schlichtheit meist eine im Äußeren erwiesene Haltung. Man spricht von schlichtem Aussehen, schlichter Kleidung, unauffälligem Gehaben und schlichtem Wesen, das sich dem anderen als solches eindrücklich darbietet, weil es gerade n i c h t auffällig wirkt. Schlichtheit wird auch gezeigt in der Wohnung, im äußeren Komfort, in der Fähigkeit, mit Einfachem auszukommen, keinen Aufwand zu treiben und nicht durch Zurschaustellen von Reichtum und äußeren Titeln und Ehren aufzufallen. Wenn solche Personen von bedeutender Wirkung im Volksleben waren, pflegte „das Volk" sie besonders zu lieben und hoch zu achten. Der schlichte Volksmann ist immer ein Ideal der Nordvölker gewesen und geblieben, weil er auf einen Zug unserer Seele und unseres Gesamtdaseins hinweist, den der große Feldherr und Schlachtendenker Moltke mit dem berühmten Worte gekennzeichnet hat: „Mehr s e i n als Scheinen". Auch König Heinrich I., genannt der Vogler, oder Armin-Hermann, der Befreier, oder Wilhelm I. zur Zeit Bismarcks, oder Barbarossa, „Kaiser Rotbart", oder auch Luther, können als echte Volksmänner gelten und wurden als solche geliebt, weil sie s c h l i c h t waren. Schlichtheit ist fast immer gepaart mit innerer Bescheidenheit, deshalb gehören diese Begriffe hier auch zusammen.

Große Ansprüche machen, mit Geld, Verdienst, Wohnung, Gehaben und Ausstattung Eindruck „schinden" zu wollen, wie das Volk sagt, alles das ist das Gegenteil von Schlichtheit und Bescheidenheit. Mit Recht wird der Neureiche wegen solcher Geschmacklosigkeiten getadelt und verachtet, weil er durch Äußerlichkeiten ersetzen will, was ihm an innerem Wert fehlt. Der gesunde Mensch unseres Volkes und unserer Art durchschaut diese Absicht, zu gelten um jeden Preis, und schätzt sie demge-

mäß ein. So gehören die Werte Schlichtheit und Bescheidenheit zu den kostbaren und „stillen" Dingen unseres Lebens, denen wir zugewandt und tief verbunden sind.

32.

Selbstzucht – Selbstbeherrschung

„Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen, wer überwindet jenen und diesen? – Das tut der, der sich selber zwinget und all seine Glieder unter Obhut bringet."

So singt Walther von der Vogelweide in einem seiner berühmten Lebenssprüche. Selbstzucht ist also ein uralter Wert. Er bedeutet zuerst, seine Seele so unter die Obhut der Vernunft zu bringen, daß der Körper ihr gehorcht. Der Körper ist zwar die leibliche F o r m der Seele, aber er neigt dazu, ein Eigenleben zu führen und seine Ansprüche gegenüber der Vernunft, Einsicht und dem besseren Wissen durchzusetzen. Daher kann man auch an der eigenen Kontrolle über den Körper feststellen, ob man eine unsichere Seele und einen schwachen Willen hat. Nur wer alle seine Glieder und leiblichen Wünsche unter die Obhut seiner „Zucht", das heißt des von der höheren Vernunft bestimmten Willens bringt, ist ein wahrer Mensch. Sonst bleibt dieses Wesen, das sich Mensch nennt, ein halbes Tier, willenlos und seelenlos den eigenen Trieben ausgeliefert, genau also das, was die Tiere tun, um ihrem Triebwillen zu folgen. Man nennt diesen Wert auch „Selbstbeherrschung".

Der Mensch ist ein Wesen, das aus der Tierreihe stammt, wie wir gesehen haben. Er hat daher in seiner breiten Masse viele der Eigenschaften behalten, welche das Tier besitzt, einen starken Lust-Trieb ohne die Oberherrschaft eines gezügelten, von Einsicht und Erkenntnis bestimmten Willens. Eigentlich dürfte man Wesen, die ihren Trieben wehrlos unterliegen, noch nicht Menschen nennen. Wir nennen sie jedenfalls nicht Vollmenschen, denn für diese untersteht Wille und Trieb der Vernunftleitung. Daher ist er auch maßvoll im Handeln und mäßig im Genuß. Aber der Halb- oder Dreiviertelmensch ist in einer Beziehung w e n i g e r als das Tier, weil er um das Übermaß und Unmaß des Genusses weiß und trotzdem seinem übermächtigen Verlangen folgt.

Goethe sagt von solchem Menschen, daß er die Vernunft m i ß - b r a u ch t : „Er nennt's Vernunft und braucht's allein, um tierischer als jedes Tier zu sein." Selbstzucht ist ein Hochwert des Vollmenschen. Die ungeheure Masse ungegliederter Bevölke-

rungen, gereizt noch dazu von den Verführungen der Großstädte, des zügellosen Genießen-Wollens, des Mißbrauchs von Dingen, die dem Menschen zur maßvollen Steigerung und Verfeinerung geboten werden, unterliegt den Angeboten jener Industrien, die es nur auf Gelderwerb und großen Verdienst abgesehen haben, sie ertränken ihr Gewissen und ihren Verstand, ihre Einsicht und ihren guten Willen in Alkohol, berauschen sich an Genußgiften, nehmen Drogen und gewöhnen sich an gefährliche Süchte, zu denen schon das Rauchen, vielmehr aber noch die fremden Heroin-, Haschich- und Opium-Genüsse gehören. Sie geben sich so schädlichen, ihren Willen noch mehr zerrüttenden Gewohnheiten hin, die sie meist eines Tages ins Verbrechen, sicher aber in Krankheit und frühen Tod führen.

Der gesunde Mensch ist auch der willensstarke Mensch, der einsichtige, der selbstbeherrschte, der von Vernunft g e l e i t e t e Mensch. Er verschmäht und verwirft, verdammt und meidet alle diese Versuchungen, denn er braucht keine „Erweiterung seiner Persönlichkeit" durch Rausch und Taumel, Selbst-Vergessen und Ich-Erinnerung.

Selbstzucht und Selbstbeherrschung gehen hier in eins, sie werden zu einer Einheit, welche die Vorbedingung zu wirklich echtem und hohem Menschentum ist. In allen Lebenslagen ist Selbstbeherrschung das Eigengebot des Freien, der sich selbst mit seiner Einsicht, Vernunft und Erkenntnis befiehlt, was er tun d a r f und tun soll.

33.

Beharrlichkeit – Beständigkeit

Wie wir zu Beginn unserer Betrachtung über die nordeuropäische Menschenart gesehen hatten, entwickelte sich diese Rasse nach zwei etwas von einander abweichenden Richtungen hin. Der im engeren Sinne nordische Typ ist im allgemeinen der fahrende, schweifende, kriegerische, der Wanderer, der in die Ferne sich Sehnende, der Anreger, in andere Länder zu gehen, der Unruhige, wie ihn zum Beispiel Hamsun, einer der größten Deuter nordischen Menschentums, in August Weltumsegler dargestellt hat. Der andere Typ, in der Menschenkunde der dalische oder fälische genannt, ist schwerer, unbeweglicher, beharrender, am Boden festhaltender, der Urbauer, der allem durch Standhaftigkeit widersteht. Beide Typen sind in unserem Wesen a n g e l e g t , beide sind bei uns vorhanden, und beide sind gleich wertvoll, denn sie ergänzen einander. Daher ist aber

die Mahnung zur Beharrlichkeit nicht umsonst. Denn dieser Typ ist der seltenere, und er bedarf in einer unruhigen, durch allzuviele Anregungen und verwirrende Gegensätze gekennzeichneten Zeit besonderer Beachtung und Pflege. Er allein verbürgt die Beständigkeit eines Wollens, während der leichtere, beweglichere oft die genialen Erfindungen, Entdeckungen und Versuche macht, die dem ruhigeren zu gewagt oder unnütz erscheinen.

Aus diesem Grunde wird die Beharrlichkeit als Hochwert hier hervorgehoben. Treue und Beständigkeit werden im Volkslied zusammen genannt. Flatterhaftigkeit und Unzuverlässigkeit sind das Gegenteil von ihnen. Man spricht auch davon, daß der beständige und beharrliche Typ einen Schuß östlichen Blutes in sich habe, da er auch langsamer ist, jedoch in der Verteidigung durchhaltender und zu keiner Panik neigend, während der schmal-nordische Typ der Angreifer und Vorwärtsstürmer ist. Schätzung von Besitz und festem Eigentum geht vom fälisch-dalischen Menschen aus, künstlerisches Neugestalten und umwälzende Ideen vom Eroberer und Revolutionär in uns.

Die Fähigkeit, durch lange Zeiträume hindurch dasselbe Ziel zu verfolgen, sich nicht beirren zu lassen, auch nicht durch Rückschläge, stets, wie man sagt – „bei der Stange zu bleiben" und so endlich alle Schwierigkeiten zu überwinden, – das ist die Art des ruhig-bewußten fälisch-dalischen Menschen. (Fälisch ist abgeleitet von Westfalen, wo dieser Typ häufiger vorkommt, und dalisch nennt man ihn auch, weil das schwedische Dalekarlien, eine nördliche Landschaft, solche Wesensart aufweist.)

Auch neigt der schmal-nordische Typ zu sehr ausgesprochenen Merkmalen der Blondheit und zarter Haut, während der dalische ein breiteres Gesicht und wuchtigere Körperformen aufweist. Diese äußeren Kennzeichen entsprechen auch ihrem inneren Wesen.

Der einzelne Mensch kann sich den Typ nicht wählen, dem er angehört. Sein körperliches und seelisches Erbe ist Schicksal und Bestimmung. Vergeblich würde er versuchen, ein anderes Idealbild zu erreichen oder zu erfüllen als das, was er innerlich selbst darstellt, i s t und verkörpert. Aber der feingliedrige nordische Typ ist leichter den Versuchungen des Intellekts und der sogenannten „Überzeugung" ausgesetzt als der schwerfällige, in seinem Wesen beharrende. Die kleineren und zarteren Typen sind auch in ihrem seelischen Wesen w e n d i g e r, während die gröber gebauten mehr in sich ruhen und unablenkbar sind. Gefahr droht für die Verwirklichung eingeborener

Eigenschaften und langgespannter Hochbilder und Ziele stets von den beweglicheren und geistig schnelleren, weil diese der Verführung durch angebliche Beweisgründe verstandesgemäßer Art leichter ausgesetzt sind. Ihr Geist arbeitet schneller, oft zu schnell, sie vertrauen ihm und bemerken nicht, daß es Tieferes gibt als logische Argumentation.

33.

Ist Stolz gleich Hochmut?

An wenigen Wertbegriffen kann man deutlicher erkennen, wie das Christentum ursprüngliche Hochwerte herabgesetzt hat als an dem Wort „Stolz". Die germanische Frau war „stolz"; niemand durfte ihre Ehre antasten. Der germanische Held war „stolz" und fröhlich, er war kein Kriecher und Demutsknecht, auch kein „Knecht" Gottes, wie die christliche Lehre es ihm später beibringen wollte. „Stolze" Mädchen ziehen noch heute das Auge auf sich, weil sie etwas Unberührbares, Sauberes und Frohes, etwas Adliges ausstrahlen, das sie – ohne Wirkung künstlich erzeugen zu wollen, heraushebt aus der Menge der Vielzuvielen, wie Nietzsche sagt. Stolz trat der echte Heide seinen Bekehrern entgegen, und die vorgezeigte Kleinmachung der eigenen Kraft und Ehre galt als litil menni-haft. Das bedeutet den Gegensatz zum „Mikil-man, dem großherzigen, freimütigen, stolzen Herrn und Gebieter. Der hochgemute, aber nicht hochmütige Mensch ist fröhlich und huldvoll, er verkörpert „Heil", er bringt Mut und Frohgesinnung mit sich, er reißt die andern mit sich mit, er ist Führer und freiwilliger Kämpfer, er verachtet das Niedrigkeits-Getue der Missionare, Knechts-Sinn ist ihm verhaßt, er hält ihn für die Eigenschaft der Sklaven. – Ein gutes Beispiel für diese Haltung bietet ein kleines Gedichtstück von Friedrich Wilhelm Webers Werk „Dreizehnlinden", in dem die bezeichnenden Zeilen stehen:

> Was, zu weiberweichen Betern
> Will mich Euer Heiland senden,
> Nicht zu meinen tapfern Vätern?
> Soll ich feige mich verkriechen,
> Wenn die Helden nach mir fragen?
> Treulich will ich mich mit ihnen
> Durch die ganze Hölle schlagen.
> Eure Psalmensinger neid ich nicht
> In ihren Paradiesen!
> Radbod sprach's und schritt von dannen,
> Der Gewaltigste der Friesen.

Dieser Stamm, der zu den Nordgermanen seiner Sprache nach gehört, hat lange der christlichen Missionierung aus Stolz und Ehrbewußtsein widerstanden. Er war es, der den Störer der Sitte und des Glaubens, den angelsächsischen Mönch und Missionar Bonifatius erschlug, als dieser ungebeten und achtungslos vor den Bräuchen unserer Vorfahren auf die Inseln kam.

Ein köstliches Buch, das jeder Neuheide lesen sollte, ist der von dem Schweden Franz Gunnar Bengtsson geschriebene Roman Röde Orm, was Roter Wurm (Schlange, Lindwurm) bedeutet. In diesem werden die Fahrten der Wikinger nach Spanien und Frankreich und ihr Zusammenstoß mit Christen und Missionaren lustig, spöttisch und komisch dargestellt. Die Unbekümmertheit der Nordmänner, der frohe Sinn dieser kühnen Seefahrer und ihr Stolz im Kampf, das Leben einzusetzen für die herrliche Sache der heidnischen Freiheit. Hier hat der schwedische Dichter ganz die ursprüngliche Art seines Volkes erfaßt und in Haltung und Handlung gebannt. Stolz ist meist mit Frohmut, Lebensfreude, Hochgesinntheit und unbekümmertem Adel verbunden. Er ist das wache Selbstbewußtsein des gutgearteten Menschen unserer Völker, der sich als durch Leistung erwiesenes Glied einer großen Gemeinschaft weiß. Auf eigene Leistung darf man stolz sein und auch auf gerades Wesen, obwohl dies Gnade und Schicksal, Erbe und Verdienst der Ahnen ist. Stolz schließt Bescheidenheit nicht aus. Denn der Stolze weiß, daß sein Wesen ein Geschenk der Götter, – des Lebens, ist, das er aber in Ehren zu halten und rein zu bewahren hat.

34.

Abstandsgefühl (Distanz)

Zu den Grundeigenschaften des nordischen Menschen gehört die Fähigkeit, den inneren Abstand zum andern Menschen zu wahren. Dies will recht verstanden sein, damit es nicht mit Hochmut verwechselt wird. Es gibt Menschen, die versuchen, sich beim andern „lieb Kind" zu machen, indem sie schnell auf ihn eingehen, zu ihm auch mal ja sagen, wo sie es nicht so meinen, ihm ein Stück zu nahe zu kommen, wo es nicht erwünscht ist, sich durch Gefälligkeiten beliebt zu machen oder übergroßes Lob zu spenden, wo Zurückhaltung am Platze wäre. Kurz und gut: diese Menschen rücken dem andern „zu dicht auf den Leib", wie der Volksmund sagt, und wirken dadurch zudringlich und gewöhnlich, z u liebenswürdig oder gar schmeichlerisch-unwahr. Dies nennt man Abstandslosigkeit.

Der berühmte Dichter und Philosoph Friedrich Nietzsche nennt dies „Distanzlosigkeit" und sagt, sie sei das Zeichen eines innerlich unvornehmen Menschen. Er meint damit, daß der wahrhaft innerlich Vornehme Gefühl und Wesen des andern zu sehr achtet, um ihm, ohne dazu angerufen zu werden, näher zu treten. Vor allem mischt man sich nicht in die Angelegenheiten des andern ein, man wahrt Zurückhaltung, ohne kalt zu sein. Daher wirken freilich solche Menschen nicht nur häufig kühl, sondern auch abweisend und hochmütig. Dies jedoch nur bei Menschen, die selbst kein Gefühl für Abstand besitzen. Der echte Mensch unserer Art ist zwar nicht kaltherzig, aber er zeigt Reserve, einmal, um den andern zu prüfen, und zum andern, um sich selbst vor unerwünschtem Eindringen in eigene innere Bezirke zu bewahren.

Auch im Falle des Leides anderer Menschen zieht er sich nicht aus Gefühllosigkeit zurück, sondern in der Annahme, daß es dem andern peinlich sei, seinen Schmerz zu zeigen und daraufhin angesprochen zu werden.

In dem bedeutendsten Werke des deutschen Mittelalters, dem Parzival von Wolfram von Eschenbach, gibt es ein Kapitel, wo dieses uns angeborene Distanzgefühl vor fremdem Leid zu großer Tragik führt.

Der junge Parzival, ein Königskind, das in die Welt hinaus zieht, um die Ritterschaft zu erlernen, kommt eines Tages zu einer Burg. Er wird nach dem Empfang in einen Saal geführt, wo ein alter vornehmer Mann, offenbar ein König oder ein anderer hoher Herr, auf einer Bahre liegt und aus einer furchtbaren Speerwunde, die eitert, blutet und sichtlich an ihr leidet. Der junge Ritter ist eingedenk der Mahnung seiner Mutter, nicht zuviel zu fragen – wie die Kinder es tun – und er kann auch sein eigenes Abstandsgefühl, das ihm Schweigen und Zurückhaltung gebietet, angesichts dieses Leidens nicht überwinden. Da er keine Worte findet, geht der Kranke ungetröstet aus dem Saale, und Parzival muß die Burg verlassen, die von Seufzern und Klagen widerhallt.

Viel später erfährt er, daß dieser alte vornehme Mann der Gralskönig Amfortas ist, den er durch eine mitfühlende Frage hätte erlösen können. Ein ganzes Leben muß er nun wandern, sich in Schuld verstricken, töten und Liebesunrecht begehen, bis er endlich am Ende seines Lebens, geläutert und gereinigt durch sein immerwährendes Bemühen, gut zu machen, und durch seine Erfahrung des leidvollen Wesens der Welt, zur Gralsburg zurückfindet und dem König Erlösung von seinem Leiden bringt.

Wenn auch die Begründung für den Irrgang des Parzival für unser Gefühl nicht ausreicht, da sie auf christ-katholischer Ebene liegt, zeigt die Szene doch deutlich, wie das Abstandsgefühl des nordischen Menschen wirkt. Es wird hier – vom Christlichen aus – verworfen, aber es ist doch ein Wert, der innerlich zu achten ist, wenn er hier auch das heilende Wunder nicht bewirkt.

35.

Achtsamkeit – Rücksichtnahme

In den Beziehungen der Volksgefährten untereinander ist der Mensch unserer Art rücksichtsvoll und achtsam. Da er den Persönlichkeitswert des Anderen hoch einschätzt, tritt er ihm nicht nur nicht zu nahe, sondern vermeidet es auch, ihn in seinen Gefühlen zu kränken. Er achtet darauf, in welcher Lage sich das Gegenüber befindet, und richtet sich in Haltung und Wortgebrauch danach ein. Dies nennen wir achtsam. Wer solche Haltung von sich aus zwanglos darstellt und natürlich verkörpert, braucht darüber keine Belehrung. Es gibt aber auch Naturen, die übersprudelnd und naiv dazu neigen, unbedacht Dinge zu äußern oder Vorstellungen auszusprechen und Meinungen zu vertreten, welche den Andern verletzen können, ohne daß eine böse Absicht damit verbunden war. Diese müssen – schon recht früh, also in Kindheit und Jugend – daraufhin erzogen werden, sich nicht allzu frei und ohne Rücksicht auf mögliche innere Folgen zu äußern und ihr Verhalten den Geboten der Rücksichtnahme anzupassen. Dies mag nicht leicht sein. Es setzt auch eine Grenze dem unbefangen-natürlichen Triebe, sich jederzeit freimütig auszusprechen und seine eigene Meinung achtlos zu vertreten.

Jedoch soll diese Mahnung nicht bedeuten, daß man sich nicht frei in sachlichen Fragen oder in weltanschaulichen Problemen äußern darf. Achtsamkeit und Rücksichtnahme sind meist dann geboten, wo der Andere persönlich in seinen Empfindungen an der Grenze seiner inneren Festigkeit berührt werden kann. Daher sollte jeder Gesprächsteilnehmer das Gefühl dafür aufbringen, nur Dinge zu behandeln, die allgemein ohne Verletzung anderer erörtert werden können. Man nennt das Gefühl für solche Lagen und die persönlichen Empfindlichkeiten von Menschen auch Taktgefühl. Jedoch bezieht sich dieses nicht nur auf Dinge der äußeren Sitte und des gesellschaftlichen Umganges, sondern ebensosehr auf die Wahrung der inneren Gefühle des anderen Menschen.

Ein Dichter, der uns seinem heidnischen Wesen nach sehr nahe steht, Theodor Storm, hat das Verhältnis von Rücksichtnahme und Rücksichtslosigkeit in einem Spruche treffend – und sehr nordisch – gekennzeichnet:

> Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht,
> Doch zu Zeiten sind erfrischend wie Gewitter
> Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Dieser Ausspruch und die innewohnende Mahnung bezieht sich natürlich auf normale, gesunde, verantwortungsfähige Menchen, die einmal die „Wahrheit", wie sie ein anderer ausspricht, vertragen können. Sie soll der muffigen Atmosphäre bürgerlichen Verschweigens von unangenehmen Dingen einen Stoß versetzen, und Storm war der rechte Mann dafür, der selbst von feinster Gemütsart war und von inniger Rücksichtnahme im persönlichen Bereich, etwas Derartiges sagen zu können. Denn hier, auf dem Gebiete der sittlichen und weltanschaulichen Klärung, ist äußerste Deutlichkeit und Eindeutigkeit Gebot und Gesetz. Die geistigen Probleme unserer Zeit können nur in voller Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit „bewältigt" werden, auch wenn es vielen interessierten Kreisen von links und rechts nicht gefällt, daß ihre Tabus (die zimperlichen Unberührbarkeiten ihrer Programme) verworfen, durchlöchert und unwirksam gemacht werden. Mit „Links" oder „Rechts" meinen wir hier keine politischen Parteien oder Gruppen, sondern weltanschaulich bestimmte Haltungen und Programme zwischen konservativ-reaktionär und fortschrittlich-illusionshaft.

Ehrliche und „totale" Aussprache haben nur diejenigen zu scheuen, welche ihre wahren Ziele (z. B. die anarchistische Diktatur) nicht offen bekennen können und wollen, weil sie ihre Entlarvung zu diesem Zeitpunkt fürchten. Jede ehrliche Weltanschauung aber muß sich der allgemeinen, offenen, demokratischen Erörterung stellen, sonst ist sie unwahr und verlogen.

36.

Verschwiegenheit

Zu den großen Eigenschaften des vollbürtigen Menschen, nämlich dessen, der sich jederzeit seiner Verantwortung vor anderen und für andere bewußt ist, gehört die Fähigkeit, zur rechten Zeit schweigen zu können. Alle noch in Ordnung befindlichen Völker der Frühzeit (und einige noch heute) waren wort-

karg. Sie überlegten sich, was sie sagten und ob sie es sagen sollten. Sie prüften die Notwendigkeit zu reden oder zu schweigen, und sie entschieden sich lieber dafür, wenig Worte zu machen, als zu viel zu sagen.

Heute gilt das als ein Zeichen von Verklemmtheit, wenn ein junger Mensch nicht plappert, das heißt, naiv seine „kluge" Meinung überall äußert in der Annahme, daß das, was er sagt, unendlich bedeutungsvoll sei und unbedingt notwendig für die „Diskussion" der Angelegenheit. In früheren Zeiten schwieg die Jugend, wenn erfahrene Menschen sprachen und ihre Gedanken darlegten. Heute werden alle Lebensfragen, auch die Lebenswerte, zerredet, und wenn genug darüber geredet zu sein scheint, wird abgestimmt. Man hält das für sonderlich demokratisch und macht so der Masse, die gern schwätzt, eine Konzession, damit diese sich wohlfühlt und auch als „gleichberechtigt" erscheint. Wir brauchen im Zusammenhang der Erörterung echter Werte solche Zugeständnisse nicht zu machen. Der freie Mann kann und soll reden, wo er es für richtig und notwendig hält. Er hat bei uns das größte Feld echter Aussprache, nämlich der Gelegenheit, eine b e g r ü n d e t e andere Meinung zu hören. Dies ist unter Freien und „Gleichberechtigten" möglich und förderlich, unter Schwätzern führt es nur zu unendlichem Breittreten von Gemeinplätzen, die nur dem Törichten nicht klar geworden sind. Wer Gelegenheit hat, junge Menschen zu beobachten, die alle Stufen von Intelligenz umfassen, wird die Erfahrung machen, daß es selten die Klugen sind, die viel reden.

Der Geltungsbedürftige, der Wichtigtuer und der Propagandist irgendeiner Ideologie r e d e t unaufhörlich. Der wahrhaft Kluge spricht wenig oder schweigt. Für Schweigen-Können sind bekannt die Nordvölker, die Indianer und die Japaner. Bei ihnen hat dann aber auch das wohlgesprochene, das heißt überlegte und gut formulierte Wort eine besondere Bedeutung, es wird als „bedeutend" beachtet und gewürdigt.

Das schönste und treffendste Beispiel hierfür ist im Schrifttum die isländische Saga, welche in bannender Wortkargheit alles wiedergibt und zurückspiegelt, was im Herzen, in der Seele und im Denken des anderen vor sich geht, – mit einem geringsten Aufwand an Worten und an zergliedernder Seelenkunde (Psychologie). Das Gegenbild dieser vornehmen Zurückhaltung der Darstellung ist z. B. Thomas Mann in seiner Geschwätzigkeit und Ausgesponnenheit von Worten, Gedanken und Szenen. Die moderne Literatur ist durch eine maßlose Geschwätzigkeit auf Gebieten gekennzeichnet, wo man weit besser schweigen

und mit zartestem Wort und mindester Andeutung das darstellen sollte, worüber man am liebsten ganz schweigen möchte. Wortkargheit grenzt an vornehme und berechtigte Scham, verschwenderischer Wortreichtum und südliche Plapperhaftigkeit bedeutet für uns den Ausdruck einer andersartigen und fremden Seelenverfassung.

Nun sei zum eigentlichen Begriff der Verschwiegenheit noch ein Wort gesagt. Eigene Geheimnisse zu behüten und fremde, einem anvertraute Geheimnisse zu bewahren, ist Pflicht jedes nach Vornehmheit und Sauberkeit des Inneren strebenden Menschen. Vertrauen setzt Verschwiegenheit voraus, und Geheimnisse bewahren können ist das Zeichen und der Beweis echter Freundschaft. Besonders aber pflegt der Mensch unserer Art sein eigenes Innere vor anderen zu bewahren, man nennt dies auch bei uns, wenn es mit Reinheit gepaart ist, Keuschheit der Seele.

37.

Verantwortungsbewußtsein

In einer natürlich gegliederten Menschengruppe wird sich, wenn diese eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen hat oder ein gemeinsames Vorhaben durchführen will, immer einer herausheben, der die Leitung des Unternehmens oder der beabsichtigten Arbeit übernimmt. Dieser k a n n gewählt werden; es kann aber auch sein, daß er sich aus der größeren Sachkenntnis oder aus dem unausgesprochenen Vertrauen der Mitarbeiter ergibt. Dieser Einzelne, den das Vertrauen der Gruppe hält und beauftragt, handelt für seine Gefährten stellvertretend und ist – zunächst – der Erste unter Gleichen. (Primus inter pares)

Er wird mit einem stärkeren Gefühl der Verantwortung ausgestattet sein und muß die gemeinsamen Interessen seiner Gefährtschaft übernehmen und vertreten.

In fast allen Lebensbereichen, wo noch gewachsene und natürliche Verhältnisse und Bindungen herrschen, ist das Verantwortungsbewußtsein das maßgebende Kennzeichen solcher Menschen. Nur wo Funktionäre von ihrer Partei um des äußeren Ansehens willen in ihren Verfügungen und Taten gedeckt werden, tritt an die Stelle des Eigengewissens die Rücksicht auf die Ideologie, Reklame und Prestige. (Es ist bemerkenswert, daß diese „modernen“ Wirklichkeiten mit Fremdwörtern bezeichnet werden. Der tiefere Grund dafür ist, daß sie etwas uns Wesens-

fremdes enthalten, das im reichen deutschen Sprachschatz nicht vorhanden ist.)

Verantwortungsbewußtsein ist also die hohe Eigenschaft des natürlichen Führers einer Gruppe. In echten Jugendbünden sind solche Menschen immer aus der Menge der Gefolgsleute emporgetaucht, kraft ihrer besonderen Fähigkeiten und kraft des Vertrauens, das sie genießen. (Daß hierbei auch Irrtümer vorkommen, sei nicht vergessen. Dann aber trägt die wählende Menge für eine falsche Wahl die Verantwortung.)

Der verantwortlich handelnde, leitende und führende Mensch einer Gruppe oder Gemeinschaft kann aber nicht nur schlechthin ein Vertreter sein, das heißt also ein beliebiges gewähltes Durchschnittsglied dieser Gesellschaft, sondern er muß ein Stück weitersehen können als die gewöhnlichen Angehörigen des Kreises, erwarten diese von ihm doch die Förderung ihrer Interessen oder Ziele. Er muß auch sozusagen eine Summe von menschlichen Möglichkeiten und Eigenschaften verkörpern, ein M e h r oder T i e f e r an Einsicht und Erfahrung, an Weitblick und auch Fähigkeit und Stärke des Willens, die für alle angestrebten Ziele durchzusetzen. Solche Menschen finden sich bei natürlicher Wahl in echten Volkskreisen immer seltener, sie werden heute normalerweise durch die oben erwähnten Funktionäre ersetzt, die von vornherein gebunden sind an bestimmte Partei- und Organisations-Verpflichtungen. Diese können nicht frei handeln, sie haben nicht das persönliche Gewissen und die letzte eigene Verantwortung zum Richter und Gesetz ihres Tuns, sondern einen – noch dazu meist bezahlten – Auftrag, von dem sie abhängig sind. Sie sind also im Grunde das Gegenteil natürlicher und echter Volksvertretung. – Wir meinen aber mit Führer und Leiter diejenigen, welche aus der freien Wahl ihrer Gemeinschaft als die vertrauenswürdigen Vertreter der Gesamtbelange hervorgehen und die diese uneigennützig zum Wohle und zur ausgreifenden Verwirklichung der Ziele und Ideen ihres Bundes fördern und vertreten. Echtes Verantwortungsgefühl setzt also die Befragung des eigenen Gewissens voraus. Wenn die Ergebnisse solcher Gewissenerfragung und die daraus hervorgehenden Entschlüsse und Leistungen der Gemeinschaft entsprechen, werden die Leiter und Führer immer eine gute Mehrheit für ihr Tun finden. Wenn sie sichtbar Wesen und Ziele der Gruppe fördern und verwirklichen, werden sie geachtet und geehrt sein, im Sinne artgemäßer Wertbegriffe und echter Volksführung.

38.
Bereitschaft

Der große englische Dichter Shakespeare mißt der Fähigkeit der Bereitschaft die größte Bedeutung zu. „Readiness is all", sagt er in einem seiner Dramen und meint damit die stete Gewärtigkeit, dem Schicksal, das ist: Allem, was kommen mag – standzuhalten und gegenüber zu treten. Denn das Schicksal, das heißt: Das Unvorhergesehene ist immer unterwegs, es kann uns in jedem Augenblick begegnen. Hiermit ist die Lage des Menschen gekennzeichnet, der im Unfaßbaren, im Unwägbaren und im Unberechenbaren sein Dasein vollbringt.

Der „moderne" Mensch mag diese Anspielung auf das Unmeßbare nicht gern hören, denn er versucht im Gegenteil, alles wägbar, vorhersehbar, meßbar, überschaubar, berechenbar und erklärbar zu machen. Nun soll diese geistige und technische Kraft, unser äußeres Dasein in feste Regeln zu fassen, möglichst ungefährlich zu machen und rational zu beherrschen, nicht unterschätzt und auch nicht verneint werden. Auf ihr beruht unsere gesamte technische Zivilisation. (Kultur ist das freilich noch nicht.) Aber jeder tiefer Sehende weiß, daß dies nur die äußeren, gleichsam mechanischen Regeln sind, die wir anwenden, um den Apparat der Zivilisation (der Beherrschung der äußeren Kräfte der Natur) wirksam und erträglich zu machen. Und er weiß auch, daß es den meisten Menschen noch nicht einmal gelungen ist, sich selbst voll zu beherrschen, seine Triebe in Zucht und unter Kontrolle zu halten und sich über die unbewußte Welt des Tieres zu erheben. Daher ist das höhere Gebot für den Menschen mit innerer Kultur, zuerst die Herrschaft über sich selbst zu erlangen und sich nicht von jedem Vorkommnis im Leben erschüttern, umwerfen oder verwirren zu lassen. Hiergegen hilft die Eigenschaft, welche wir Bereitschaft nannten.

Bereitschaft schließt eine gewisse Wachsamkeit ein, die sich auf die Möglichkeit erstreckt, ein neu eintretendes plötzliches Ereignis mit voller Handlungsfähigkeit zu erwidern. Die Tiere haben diese Fähigkeit noch in hohem Maße, weil ihr Leben oft davon abhängt. Der Mensch droht sie dagegen immer mehr zu verlieren, weil er sich in dem Wahn und Traum wiegt, sein Leben sei überall und ringsum gesichert. Daß aber auch bei ihm die tiefe Scheu und Angst vor den unvorhergesehenen Möglichkeiten des Daseins vorhanden ist und sein Tun und Denken weitgehend bestimmt, ist allein daraus zu ersehen, daß die Sucht, sich gegen alles Mögliche und Unmögliche versichern zu lassen, in unserer Zeit gewaltig angestiegen ist. Tatsächlich

fühlt sich also der Mensch unserer Zeit keineswegs „geborgen" und in seinem Dasein wohlaufgehoben in der Epoche der technischen Perfektion (Super-Vollendung) der äußeren Mittel, sondern er bangt heimlich um seine Zukunft und denkt dabei an Atomkrieg, Autounfall, Flugzeugunglück, Krankheit, Überfall, Entführung und Erpressung.

Jedoch kann man all solchen Möglichkeiten mit äußeren Ver-Sicherungsmitteln allein nicht begegnen, wenn man nicht eine innere Haltung aufbringt, welche zusätzliches Unglück infolge „verwirrter Sinne und zersplissenen Herzens" (Stefan George) ausgleicht. Man kann sich auch zu Gelassenheit erziehen. Wer sie von Natur aus nicht besitzt, kann sie durch Verstand und Übung zum Teil wenigstens ergänzen.

Bereitschaft bedeutet daher die Fähigkeit und den Willen, das Bewußtsein und die Notwendigkeit, sich selbst im Zaum zu halten und jedem Schlag des Schicksals ein festes Herz entgegenzustellen. Soldaten, Jäger, Forscher in gefährlichen Aufträgen, die Führer solcher technischen Wunder, wie es die großen Flugzeuge der Zeit sind, werden auf die Eigenschaft des schnellen Entschlusses in Notlagen „getestet" und geschult. Die innerste Voraussetzung dazu ist aber der ungebrochene Sinn für die jederzeit mögliche Bedrohungslage des Lebens: Bereitschaft.

39.

Heimatsinn

Sinn für die Heimat und Liebe zu ihr sind Werte, die der naturgebundene Mensch besitzt, ohne darüber zu grübeln und nachzudenken. Aber in Mitteleuropa geht der Anteil der Bevölkerung, der noch inmitten einer ungestörten oder unzerstörten Natur lebt, immer mehr zurück, da die Industrie nach dem freien Land greift und den Menschen abhängig macht von ihrem Rhythmus und ihren Bedürfnissen. Was dem Menschen dafür an Ersatz gegeben wird, ist das Auto und das Fernsehen, alles Dinge, die ihn technisieren, ohne ihm einen vollen Ausgleich an Bodennähe, Naturverständnis und Heimatgefühl zu geben. Und doch entfernt die Technik den Menschen, der sich ihrer bedient, immer mehr vom „einfachen" und landschaftsgebundenen Leben, sie technisiert ihn selber und macht ihn in steigendem Maße zu einem mechanisch reagierenden Apparat. Demgegenüber verschwindet auch die Einsicht in die seelisch nährende Kraft bäuerlicher Lebensführung und harter Arbeit am Boden. Auch die Notwendigkeit, viel draußen zu sein, sich Wind und Regen, Sonne und Kälte auszusetzen, wird immer

geringer bewertet. Damit wird das Leben dauernd künstlicher und von Industrie und Gebrauchstechnik abhängiger. Dieser Zug unserer Zeit ist in Kauf zu nehmen, und keiner denkt daran, ihn nach der primitiven Seite hin ändern zu wollen. Aber eines können wir uns erhalten, es ist die Einsicht, daß wir gegen die Verkünstlichung unseres Daseins Gegengewichte schaffen müssen, die unseren Sinn natürlich erhalten und die uns die Gefahren bewußt machen, welchen wir unterliegen, wenn wir einseitig „rationalisiert" werden.

Die Bevölkerung der Mittel- und Kleinstädte, der Dörfer und Einzelhöfe nimmt zwar stetig im Verhältnis zu der der Großstädte ab, ist aber immer noch ein starker Bestandteil unserer Völker.

Der Landmann, der Jäger und Heger von Wild, der Forstmann und Fischer kennt sein Land, auch der Vermessungsbeamte hat in Wind und Wetter zu bestehen, er muß oft in die einsamsten Gegenden und versteht noch etwas von Landschaft und Klima, Natur und Wäldern, Bergen und Tälern.

Und eines hat uns die alte Jugendbewegung des Wandervogels erobert und beschert: das Erlebnis der Fahrt, welches alles das einschließen kann, was wir von Naturverbundenheit und Kenntnis von Mensch und Umgebung gesagt haben. Der junge Mensch der Bünde ist auch heute noch der, welcher es lernt und erfährt, daß die reine Natur dem Wanderer die größten Freuden schenkt, wenn er an Fluß und See, am Meer und in der Bergwelt sein Zelt aufschlägt und bei Wind und Wetter dort übernachtet. Wenn der Morgen die Kühle und dann die Sonne bringt, wenn er das Wild sieht, das zum Wasser zieht, wenn er die Vogelrufe in der Nacht hört, wenn er im Gewitter die Unmittelbarkeit der Elemente verspürt und sich frei, unendlich frei und doch gebunden fühlt an die großen Kräfte des Lebens, die sich ihm am Herzen der Erde offenbaren.

Und das Kind, das in einer naturnahen Umgebung aufwächst, in Verbindung mit Pflanze und Tier, das seine ersten Erlebnisse auf eigenem Hof oder in der Nähe von Feld und Wald hat, das ist meist seelisch reicher und aufnahmefähiger für diejenigen Kräfte, die unser Leben und Dasein, unsere Seele und auch unseren Geist unbewußt gestalten und bilden. Die Heimat gibt ihm reichlich wieder, was es vielleicht an Komfort und technischer Ausstattung vermissen könnte. Sie gibt dem Menschen das tiefere Verständnis für

> „den fug von scholle und gesteinter tenne,
> den rechten mit- und auf- und unterstieg,
> das knüpfen der zersplissnen goldnen fäden", –

wie der große Dichter unseres Volkes, Stefan George, sagt.

Heimatsinn, Heimatgefühl und Heimatliebe führen uns zu den tieferen Dingen des Daseins hin. Sie sind unvergängliche Werte, die – für unser Verständnis volklicher Dinge – den Menschen erst zu einem vollen Empfinden für die Hintergründe alles Lebendigen verhelfen. Und das ist immer noch jenseits des Verstandes, es ruht im Einssein mit allem Geschaffenen und Gewordenen, im Allgefühl für Wesen und Sinn der Welt überhaupt. Es ist letzten Endes ein religiöses Gefühl, das auf dem Zusammenhang alles Seienden beruht.

Hiervon gibt der Dichter einen tiefen Eindruck, einen Hinweis, eine Spur, der nur derjenige folgen kann, der heimatlich-landschaftlich und volklich gebunden ist.

An den nur-technisch-modernen Menschen gerichtet:

„Dein schlimmstes weißt du selbst nicht: wenn dein sinn
Der vieles kann, in wolken sich verfängt
Das Band zerrissen hat mit tier und scholle –
Ekel und lust, getrieb und einerlei
Und staub und strahl und sterben und entstehn
Nicht mehr im gang der dinge fassen kann.
Wes wahr geschöpf du bist, erfährst du nie.
Das tier kennt nicht die scham, der mensch nicht dank.
Mit allen künsten lernt ihr nie, was euch
Am meisten frommt . . . wir aber dienen still.
So hör nur dies: uns tilgend tilgt ihr euch.
Wo unsre zotte streift, nur da kommt milch,
Wo unser huf nicht hintritt, wächst kein halm.
Wär nur dein g e i s t am werk gewesen: längst wär euer schlag
Zerstört und all sein tun, wär euer holz verdorrt
Und saatfeld brach . . ."
NUR DURCH DEN ZAUBER BLEIBT DAS LEBEN WACH."
(Das Neue Reich, S. 74/75).

40.

Volkstreue

Seit über tausend Jahren sind die Völker Europas Einheiten geworden, die über den Stammesbereich hinweggingen und das Gesamtgefüge zu einer wirksamen politischen Einheit verbanden. Zwar sind bloße Stammesneigungen und berechtigte Stammesüberlieferungen bis heute wirkende Kräfte unseres Volkslebens geblieben – und sollen und müssen es auch weiterhin sein. Aber das Gesamtbewußtsein, ein zusammengehöriges

V o l k zu sein, ist mindestens seit Luther kulturell und sprachlich, seit Bismarck auch politisch und staatlich eine Selbstverständlichkeit geworden.

Diese langsam erworbene und teuer erkaufte Einheit unseres Volkes (und aller Nordvölker) kann und darf nicht durch zeitweilige Niederlagen und nationale Unglücksfälle für immer zunichte gemacht oder frevelhaft, leichtfertig oder gezielt aufgegeben werden. Jeder Mensch der europäischen Völker sieht in der Einheit, Einheitlichkeit und Einigung seines Volkes gegenüber der Stammesvielfalt die Gewähr für ein Weiterbestehen seines Daseins, politisch, staatlich, geistig und seelisch. Wer daran rütteln will, wird in allen Völkern Europas als ein Abtrünniger angesehen, der zuliebe von vorgefaßten Meinungen (Ideologien weltanschaulicher oder wirtschaftlicher Art) die Wirksamkeit eines Volksgefüges überhaupt abschaffen will, weil sie seinen weltweiten Vereinheitlichungszielen nicht paßt und zusagt.

Für den schlichten Menschen unserer Völker ist das Volk, zu dem er schicksalhaft, durch Herkunft, Geschichte und Kultur gehört, die Grundlage seines Lebens, der inhaltliche Bereich seines Denkens und Fühlens und die feste Grundmauer gegen den Einsturz einer Daseinsordnung, die immer noch die Nationen als den Mittelpunkt des wirksamen Handelns und Existierens in der Welt der harten Tatsachen ansieht.

Diese Grundeinstellung widerspricht n i c h t dem Wunsche oder der Notwendigkeit, die Wirksamkeit von Zusammenschlüssen zu fordern, wie sie ein wirtschaftlich und politisch einiges Europa darstellen, das wir grundsätzlich bejahen.

Volkstreue ist kein Widerspruch dazu, vorausgesetzt, daß ein zu einigendes Europa nicht dem Wahn verfällt, es müsse einen Massenbrei aller gemischten Bevölkerungen herstellen, der unorganisch und seelisch-kulturell vernichtend wäre.

Volkstreue bedeutet also, daß die gewachsene Größe und Einheit jedes europäischen Volkes auch in Zukunft gesichert und bewahrt bleibt, denn unsere Seele ist eine Artseele, die aus den Quellen der biologischen Herkunft ihre Tiefe und kulturschaffende Bedeutung erlangt hat. Nur die nordentstammten, früher germanisch genannten Völker bilden eine seelische Einheit, die zusammengehört als innerlicher Kern eines machtvollen Kontinents, wie es immer seit Heinrich dem Ersten oder Otto dem Großen gewesen ist.

Was nun aber die innere Seite des Volksgefühls angeht, so hat uns Schiller im Wilhelm Tell das Schönste und Tiefste darüber gesagt:

> O lerne fühlen, welchen Stamms du bist.
> Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
> Die echte Perle deines Wertes hin.
> Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
> Dort in der fremden Welt stehst du allein,
> Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerbricht.

Diese Worte gelten immer. Kein Parteipolitiker kann sie erschüttern, kein Zeitgeschwätz sie auflösen. Wer sie bekennt, leistet Widerstand dem Zerfall unserer innersten seelischen Grundbedingungen. Er allein, der sich zu Volk und Vaterland bekennt, kann für uns ein Deutscher oder ein Volkstreuer seiner Nation genannt werden.

41.

Artbewußtsein

Eigenwert und Fremdsucht

Die Völker Nord- und Mitteleuropas bilden eine seelische Einheit, soweit ihre Angehörigen derjenigen Menschenart entstammen, welche von der Cro-Magnon-Rasse aus sich entwikkelt haben zu den Nordleuten, die durch die vorher dargestellten äußeren und inneren Eigenschaften und Merkmale gekennzeichnet sind. Wo in diesen Artgefährten Zumischungen erfolgt sind, welche das Grundwesen nicht in der Tiefe verändert haben, sondern eher noch zum Eigenbewußtsein brachten, gehören sie heute noch zum Kernstamm unserer Völker im Geistigen, Gefühlsmäßigen und Gläubigen, der Anlage, wenn auch nicht immer dem hellen Bewußtsein nach. Zu diesen Völkern gehören – mit der Einschränkung, die oben gegeben wurde, – die drei großen Nationen Frankreich (hauptsächlich der Norden), England, Deutschland, ferner teilhabend an dem Gesamtwesen Irland, Estland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Österreich, die Schweiz, Norditalien, Luxemburg, Holland und Belgien, große Teile Weißrußlands, die Deutschstämmigen in Ungarn und Siebenbürgen, in Polen und Deutschböhmen und dann alle diejenigen, welche in den Ländern Übersee gesiedelt

haben, hauptsächlich in Canada, Nord-Amerika, Australien, Neuseeland, Südafrika und Rhodesien.

Alle diese Völker und Einzelmenschen sind unseres Blutes und unserer Art, wieweit sie sich auch in Lebensgewohnheiten und politischen Ansichten voneinander unterscheiden mögen. Denn nichts ist weniger veränderlich als die tiefste Seele, der Urgrund eines Menschen, den wir auch im Geistigen und Religiösen als erbbedingt betrachten.

Seine Gefühls- und Gemütsäußerungen, seine sittlichen und willensmäßigen Reaktionen sind den unseren in Europa gleich, welches fremde Kleid auch immer sie sich im Augenblick und unter anderen Lebensverhältnissen angelegt haben mögen: sie bleiben Unserer Menschenart zugehörig.

Auf die seelischen und religiösen Möglichkeiten dieser Menschen richtet sich der innere Anspruch des Artglaubens, denn der Urgrund des Denkens und Fühlens ist bei ihnen der gleiche. Und nur da, wo innere Gleichheit oder zum mindesten Ähnlichkeit des letzten Gefühls besteht, kann eine Religion dauernden Fuß fassen in den Herzen der Völker. Der Verstand, der Intellekt, die äußere Erziehung, welche diese Menschen im jeweiligen Augenblick vertreten, kann überfremdet sein, durch Gewohnheit oder Druck, langjährige Einflüsse und oberflächliche Ideologien, das Herz, wie wir sagen, – die Seele, das Gemüt, das Gefühl und die entscheidenden Willensantriebe (Instinkte) aber werden der eingeborenen Art entsprechen. Und diese Gemeinsamkeiten reichen im Religiösen aus, um einen Glauben zu begründen, der allen solchen Menschen verbindlich werden kann.

Ein ehemals berühmter Wissenschaftler hohen Grades, Professor an deutschen Universitäten und hochgeschätzt auch im Ausland, vor allem in Nordamerika und Norwegen, sagte einst zur Artgläubigen Bewegung in Deutschland: „Vergeßt die nordischen Völker nicht beim Glauben." Es war dasselbe, was er meinte, wie es hier geschildert wird, daß das Artbewußtsein ein begründender Wert für eine neue Religion sein muß und daß außerdem Europa nur dann im großen Spiel der Welt bestehen kann, wenn seine Kernvölker einig werden, wenigstens gegenüber den Weltzerstörern und gleichmachenden Ideologien, ob sie nun christlich, leninistisch oder mao-istisch sind. Das Persönlichkeitsbewußtsein des freien Mannes und der volksgebundenen Frau hängt in seiner zukünftigen Existenz davon ab, daß die gemeinsame weiße Menschenart im Ringen der Großrassen in der Welt nicht untergeht, sondern sich ihren Platz im

Kreise der Nationen als eine einige Macht erkämpft und bewahrt. Und die tiefste Grundlage für solche verbindende Gesinnung ist ein Glaube, der alle besten Eigenschaften dieser Menschenart verkörpert und umfaßt. Er wird der Erneuerer unseres Menschentums sein, – in der Einheit von Herkunft, Wesen und Sendung.

42.

Ehrfurcht

Ehrfürchtig zu sein bedeutet, eine gewisse „heilige Scheu" gegenüber bestimmten Personen, Vorgängen und Einrichtungen zu haben, welche das Göttliche oder Übermenschliche betreffen oder die im gewöhnlichen Leben nicht angerührt werden, weil sie einem höheren Bereich unseres Daseins zugehören. Auch vor großen Kunstwerken kann man Ehrfurcht empfinden, wenn sich einem der Eindruck aufdrängt, daß hier ein überweltlich Schönes und Erhabenes begegnet.

So ist Ehrfurcht ein Begriff und Wert, der dem Religiösen nahesteht, ja der es in seinem Wesen tief berührt und kennzeichnet. Kann und darf man Ehrfurcht f o r d e r n ? Diese Frage ist ohne Einschränkung zu bejahen. Freilich gibt es auch „ehrfurchtslose" Menschen, denen, wie man sagt, „nichts heilig ist". Aber von diesen sprechen wir nicht. Sie gehören kaum in den Zusammenhang mit dem Volklichen und Göttlichen, ihnen fehlt eine Fähigkeit und Gabe, die zum Vollmenschen gehört, nämlich die Anlage, das Überweltliche, Übertägliche und Überirdische überhaupt zu sehen und zu achten. Sie sind innerlich ä r m e r als der Mensch, der sozusagen auch den sechsten Sinn für das Heilige und Erhabene hat.

Wir haben den Wert Ehrfurcht mit Absicht zwischen Artbewußtsein und Liebe gestellt. Der erstgenannte Wert betrifft das Allgemeinste unserer Menschenart, das Gesamtbewußtsein, welches jeder Angehörige unserer Völker besitzen sollte. Das Wesen der Liebe aber betrifft den persönlichsten Bereich, den der Mensch hat. Ehrfurcht aber bezieht sich auf beides, sofern Artgefühl nicht zu einem billigen politischen Schlagwort und Liebe nicht zum gängigen Illustrierten- oder Schlager-Gebrauch herabgewürdigt wird. Denn Ehrfurcht gilt für beide Begriffsinhalte, wenn sie ihrem Tiefensinne und ihrer schönsten Bedeutung nach gebraucht werden. Dies soll noch kurz näher erläutert werden.

Auch im Begriff des Artgefühls, Artsinnes, Artbewußtseins steckt etwas, was mit rein verstandesmäßigen Denkmitteln nicht voll zu erfassen ist. Die Tatsache, daß wir einen besonderen Sinn für die zusammengehörigen Menschen besitzen, für die, welche uns im Seelischen verwandt sind, obwohl sie anderen Völkern angehören mögen, beruht auf einer Urerscheinung alles Lebendigen, nämlich auf dem empfundenen Verwandtschaftsgefühl des letzten Endes gleichen „Blutes", – wie man dichterisch oder symbolisch sagt. Denn dieses Wort deutet nur eine Beziehung und Verbindung zum anderen Wesen an, die auf seelischer Urverwandtschaft beruht. Wenn Goethe zu einem Menschen sagt, den er vorher nie kannte, der ihm amtlich und rechtlich nicht verwandt war: „Ja, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau", – so wird damit ein Ähnliches berührt, das magische Gefühl der innersten Nähe, das man zu einem Anderen haben kann.

Das Gleiche gilt für das Artgefühl, welches alle Menschen derselben Großrasse verbinden *kann*, wenn auch nicht *muß*.

Manchmal reicht dieses Gefühl sogar über die Grenze der eigenen Artzugehörigkeit hinaus, wenn uns z. B. in der indianischen Lebensauffassung so vieles innerlichst verwandt erscheint oder wenn wir in den Anschauungen eines Inders nahe Züge eigener Weltschau erkennen. Diese Empfindungen werden von uns meist verborgen gehalten, weil sie zum Bereich der Ehrfurcht gehören, die uns den andern Menschen als ein Wunder erscheinen läßt, ebenso wie sie ein großes Kunstwerk als etwas fast Religiöses zu betrachten lehrt.

Und dieses Gefühl der scheuen Ehrfurcht und des schweigenden Geheimnisses wird auch gegenüber dem echten Liebeserlebnis erweckt, wenn es rein und schön in seiner befreienden und beglückenden Bedeutung geschenkt wird. Es ist dann wie eine göttliche Gnade, die durch keinen Staub des Tages getrübt werden kann. Deshalb ist Ehrfurcht auch in und vor der Liebe ein Wert, der freilich nicht gefordert werden kann, sondern der nur geschenkt wird.

43.

Ist Liebe ein Wert?

Liuba (mit dem Ton auf der ersten Silbe) ist eine Volksbezeichnung für die Götter-Gattin Wodan-Odins, des höchsten germanischen Gottes. Das Wort und die ehrende Stellung, die es einnimmt, zeigt uns, daß Liebe in der Frühzeit unserer Völ-

ker ein Wert war, der im tiefen Sinne erkannt und hochgeschätzt war. W a s aber bedeutet er?

Es pflegt so zu sein, daß die meistgebrauchten Wörter einer Zeitepoche auch die meist-mißbrauchten sind. Und das gilt in besonderem Maße auch von diesem Wortbegriff. Hulda, die holde, ist ein anderer Beiname der Liebesgöttin, der uns zeigt, daß mit Liebe eine freundliche Gesinnung zum andern hin gemeint ist, eine Haltung, die den Nächsten (den wahrhaft Nächsten und nicht den Fernsten) mit Güte und Wohlwollen, mit innerem Verstehen und der Bereitschaft, ihm sein Bestes zu geben, begegnet und umfängt. „Hold und gewogen" ist noch im Mittelalter ein Lobes- und Glanzwort für die hohe Herrin gegenüber ihren Freunden und Untergebenen. Die innerliche Gesinnung, die aus dieser Wertung des Wortes und Begriffes Liebe erschlossen werden kann, weist uns Heutigen den richtigen Weg zur echten Würdigung der hohen Fähigkeit zum Liebe-Schenken hin. Sie sagt uns nämlich, daß Liebe, Liebesfähigkeit und Liebe-Schenken ein seelisches Gut ist, das aus dem Herzen stammt, das kostbar ist und den Beschenkten wie den Schenker erhöht, ehrt und in einen Bereich hebt, der jeder Gewöhnlichkeit und Gemeinheit entzogen ist. Liebe wird also hier verstanden als ein Wert der Gesinnung, als ein Begriff der Erhöhung des Menschtums in seiner schönsten und edelsten Bedeutung, oder, um es in Klammern für unsere Zeit zu sagen: Liebe als solche hat n i c h t s mit Sex zu tun, nichts mit bloßer Geschlechtlichkeit, nichts mit rein-körperlichem Verlangen und nichts mit der Ausstellungs-Gier unserer Zeit, welche die Liebe verfälscht und ihren wahren Wert verschleudert und entstellt. Freya war der Erstname der Gattin des höchsten Gottes, und das bedeutet die Freie. Denn Liebe kann nur in Freiheit gegeben werden. Liebe ist das höchste Geschenk, das ein Mensch dem anderen geben kann, und Liebe zu empfangen, bedeutet eine G n a d e , weil alles Höchste im Leben Gnade ist, die nicht erzwungen werden kann. Die Schicksalsmächte gewähren oder verweigern sie, wir wissen nicht warum. „Ohn alles Ansehen von Verdienst und Würdigkeit" wird diese Gnade, dieses Geschenk oft gewährt, obwohl sie nur dem Würdigsten zuteil werden sollte, dem, – „den die Götter lieben".

Wer Liebe empfängt, ist bereichert und glückerfüllt, weil er letztes Vertrauen vom Andern erhält, als eine Gabe, die freiwillig gespendet wird, die dem andern sein Schicksal in die Hand legt.

So sollte jedenfalls der Wert der Liebe geachtet und in den Artvölkern des Nordens eingeschätzt und von allen Verantwortlichen gehütet werden. Daß dies nicht der Fall ist, wissen wir.

Wir wissen, daß unsere Zeit in dieser – wie in vielen anderen Beziehungen – entartet, verkommen und entwürdigt ist. Dazu gehört vor allem, daß Liebe mit der Befriedigung körperlichen Begehrens und nur-leiblicher Triebe gleichgesetzt wird. Daß dies ein Irrweg einer „pluralistischen Gesellschaft" ist, das heißt also einer Menschenansammlung, die jede Meinung gelten läßt, möge sie auch noch so gemein sein, – ist dem Wissenden und Tieferschauenden nicht verborgen. Für den volklichen Zusammenhang und die arthafte Gesittung kommen aber nur die Grundwerte unserer Seele in Betracht. Wir verwerfen daher die Herabwürdigung des Wortes und Begriffes Liebe durch unsere Öffentlichkeit und machen dafür verantwortlich alle, die vom Volke gewählt sind, um dies zu vertreten, alle Volksvertreter und alle jeweils Regierenden, wenn sie nicht mit deutlichem Abstand alle Schmutzereien auf diesem Gebiete eindeutig ablehnen und nicht die geeigneten Schritte ergreifen, um Anstand und gute Sitte in unseren Völkern hochzuhalten und als allein geltende Werte zu hüten und zu bewahren.

Liebe in ihrer wahren Bedeutung ist ein Heiligtum, dem Ehrfurcht gebührt. Sie erlaubt keine Zurschaustellung ihrer Geheimnisse und hält Verschwiegenheit da, wo ein Gemeinsames zwischen zweien betroffen ist. Die innere Keuschheit, die sie verbreitet, steht im genauen Gegensatz zur Gewöhnlichkeit und Gemeinheit unserer Zeit.

Dabei ist sie nicht prüde oder verklemmt. Sie macht froh und befreit das Gemüt. Aber sie ist n i c h t Sex in allen Erscheinungsformen der Magazine und Illustrierten. Dort wird nicht Liebe gezeigt, sondern gewöhnliche Sexualität (sich auslebende triebhafte Geschlechtlichkeit). Das Fremdwort ist gerade gut genug dafür. Die scheinbar verhüllte und im Grunde schamlos enthüllte Körperlichkeit wird heute nur dargeboten, um der Loslassung unbeherrschter Triebe für die große Masse freie Bahn zu geben und damit ein übles Geschäft von Geld und Unzucht zu treiben.

Liebe ist ein Grundwert echter Ehe. Ohne sie kann körperliche Gemeinschaft keinen bindenden und tieferen Sinn ergeben. Ohne sie ist die Vereinigung nichts als geschlechtliches Abreagieren und tierische Befreiung von leiblichem Druck. Als solche wird sie auch in der heutigen Zeit dargeboten, ein Beweis dafür, wie tief die Gesittung – auch der Nordvölker – gesunken ist. Unsere Verderber haben Grund, über die dummen Deutschen zu lachen. (Über die anderen Völker des Nordens freuen sie sich schon lange!)

Nachdem diese Feststellungen getroffen sind, wollen wir nicht verfehlen auszudrücken, daß wir für große innere und äußere Freiheit in den Ausdrucksformen gesunder Leiblichkeit und schönen Körpergefühls sind. Wir haben nichts gegen das Nacktbaden der Geschlechter, wie es in Schweden und Pommern lange Brauch war (und vielleicht noch ist.) Wenn dies in einer Gemeinschaft stattfindet, die sich darauf verlassen kann, daß solche Befreiung von Kleid und Badeanzug nicht anderen Zwecken dient als der Gesundheit und dem schönheitlichen Wohlbehagen, dann ist es erlaubt und gerechtfertigt. Der nordische Mensch liebt den freien, gesunden, wohlgebauten Körper als Gefäß des Göttlichen.

Der erste große Weltweise (Philosoph) unserer Menschenart, Platon, hat uns eine Legende überliefert, nach der Mann und Frau einstmals eine einzige Person waren, ungetrennt und geschlechtseinig. Dann aber gefiel dem Schicksal diese Einheit nicht mehr, und sie wurden von den neidischen Mächten getrennt und mußten hinfort einander suchen, um wieder eine Einheit zu werden. Dieser Mythos hat einen tiefen Sinn. Jeder für sich, Mann und Frau, stellen nur halbe, nicht ganzheitliche Wesen dar. Sie verkörpern nur Teilkräfte und streben nun danach, von neuem ein Ganzes zu werden. Diese Erzählung verdeutlicht schön und tief das Sehnen des Menschen nach Vollendung im Einen. So suchen sich Männliches und Weibliches immer wieder, um eins zu werden und Vollkommenheit in dieser Einheit zu erlangen. Die Sehnsucht nach Erfüllung im anderen ist der tiefste Sinn und die schönste Rechtfertigung der leiblichen Vereinigung.

So ist die Liebe eine Weltkraft, die sich in vielfacher Form im Menschenleben ausdrückt und darstellt. Sie tritt als Zuneigung, als Freundschaft, als Gernhaben, als Geschlechtsdrang und als wirkliche Liebe auf. Sie möchte den andern fördern und in seinem Wesen erhöhen und verschönen, sie möchte ihn ergänzen und vollenden und möchte so in der Gemeinsamkeit ein ganzes Neues schaffen.

In der natürlichsten Verbindung der Geschlechter, in der verantwortlich geführten Ehe von seelisch und körperlich vollentwickelten Menschen will diese Gemeinschaft auch das leibliche Überleben im Kind. Dann kann die Weltkraft Liebe zur fortzeugenden Macht des Irdischen werden, mit der sich der Einzelne und andere, Mann und Frau, die irdische Unsterblichkeit in den Nachkommen erwirkt. „Liebe gebar die Welt, Liebe gebiert sie neu“, – so spricht der große Dichter. Im Bekenntnis

Unserer Art steht der Satz: Wir glauben, daß die Liebe die größte Kraft des Menschen ist, fähig, die Eigensucht zu überwinden, die Werte des Edlen zu erhöhen und zu verwirklichen und die Ordnung des Artgemäßen in der Welt zu schaffen, die auf Achtung und Anerkennung des Anderen beruht.

44.

Fünftes Gespräch:

Über die Wertbegriffe

Alwis: Wir haben einen langen Weg zurückgelegt und sind zu den Formen unseres Daseins gekommen, die uns einen Sinn des Lebens zu zeigen beginnen. Sie zeigen uns nämlich, wie wir uns in verschiedenen Lagen verhalten und welche Maßstäbe wir für unser Wertbegreifen und Werturteilen anlegen. Damit haben wir aber schon ein Stückchen vom „Sinn unseres Tuns" erfaßt, wenn auch nicht alles und das Tiefste. Jedoch haben wir an dies schon gerührt, bei Ehrfurcht und Liebe, Heimat, Volk und Ehre. Nun sagt mir einmal, ob euch bei den Werten irgendetwas Besonderes aufgefallen ist?

Inga: Alwis, Ihr sagtet im Anfang, daß die Menschenarten ganz verschiedene Begriffe und Urteile hinsichtlich dessen haben, was sie wertvoll oder nicht wertvoll finden. Nun sind doch aber solche Werte wie Hilfsbereitschaft oder Rücksichtnahme oder Wahrhaftigkeit ganz selbstverständlich, und ich glaube, bei allen und für alle gleich?

Alwis: Du hast sehr recht mit dieser Frage. Viele Menschen werden heute so fragen und meinen, daß alle anderen Menschen diese Werte für richtig und selbstverständlich halten. Aber nun will ich Dich mal genau prüfen: Hast Du schon in Deinem Leben bemerkt, daß der eine wirklich hilft, wenn es nötig ist, und der andere nicht?

Inga: Natürlich, das ja. Aber wir halten es doch für richtig zu helfen.

Alwis: Hier muß man nun ganz genau sein. Wir sind gewöhnt, zum Beispiel, jedem Kranken zu helfen, wenn er uns braucht. Aber es gibt Menschenstämme, wo der Kranke als schädlich gilt und wo man ihn einfach verkommen

läßt. Oder ein anderes: es gibt Negerstämme, wo Zwillinge gleich nach der Geburt getötet werden, obwohl sie kerngesund sein mögen. Oder noch etwas anderes: Nehmen wir die Wahrhaftigkeit: Du weißt sicherlich, daß es viele Menschen, selbst Deiner Umgebung oder gar Kameraden, mit der Ehrlichkeit nicht so genau nehmen. Für diese g i l t also der Wert der Ehrlichkeit nicht. Oder?

Inga: Ich meine, der Wert g i l t für ihn schon, aber er befolgt ihn bloß nicht.

Alwis: Hm, aber was bedeutet das dann, wenn er ihn öfter im Leben nicht befolgt, nämlich gerade dann, wenn es schädlich für ihn wäre oder dann, wenn er mit einer Lüge etwas erreichen möchte. Hast Du mal gehört, daß viele südliche Menschen dazu neigen, die Grenze zwischen Wahrheit und Erfindung, Erdichtung oder Fantasie-Vorstellung zu überschreiten? Sie können also nicht genau Wahrheit von Unwahrheit trennen. Das soll übrigens auch bei uns vorkommen, nicht wahr?

Rolf: Wenn ich dazu etwas sagen darf: Unter uns Jungens gibt es manchmal einige, die für „schwindeln" bekannt sind. Und wenn man sie darauf festnageln will, sagen sie, sie hätten das nicht so gemeint. Wir sind aber der Meinung, daß ihnen dieses Schwindeln oft gar nicht voll bewußt ist.

Alwis: Nun, ihr seht, schon dieses ist eine schwierige Frage. Wahrhaftigkeit ist zwar ein Wert, der von uns hier (und von allen „guten" und ehrenhaften Menschen) anerkannt wird, aber keineswegs im Leben bei jedem vorausgesetzt werden kann. Das heißt also, gedanklich und allgemein ausgedrückt, daß dieser Wert selbst bei uns keine absolute Gültigkeit besitzt, sondern auf bestimmte Menschen beschränkt ist, die sich daran halten. (Oft werden diese dann von den ganz „Schlauen" die Dummen und die Narren oder Toren genannt.)

Oder nehmt mal das Verhalten der Menschen hinsichtlich der Beständigkeit und Beharrlichkeit. Glaubt Ihr, daß alle Völker darin gleich sind?

Inga: Ich meine, das ist schwer zu sagen. Es gibt doch bei uns auch Menschen, die wenig beständig und beharrlich sind. Wir nennen sie flatterhaft und unzuverlässig.

Alwis: Das ist natürlich richtig. Auch bei uns gibt es solche Menschen. Jedoch meine ich, daß wenigstens in einigen der deutschen Stämme die Eigenschaft der Beharrlichkeit besonders stark und deutlich ausgeprägt ist. Man spricht zum Beispiel von dem „sturen" Westfalen oder Holsteiner oder Niedersachsen oder auch Pommern. Ich glaube, das kann man ruhig sagen, daß man damit auch eine besondere Beharrlichkeit meint.

Inga: Ja, das gebe ich zu. Aber so etwas gibt es doch wohl auch bei anderen Völkern, nicht wahr?

Alwis: Natürlich, Inga, das kann durchaus sein. Wir behaupten ja nicht, daß allein w i r oder „der nordische Mensch" solche Eigenschaften hat, solche „Werte" besitzt, sondern nur, daß diese Werte auch für uns wertvoll und richtunggebend sein müssen.

Rolf: Ja, wenn das so ist, kann man dagegen nichts sagen. Anderseits wissen wir aber auch, daß bestimmte südliche Völker zum Beispiel viel leidenschaftlicher, schneller mit der Tat oder unüberlegter, weil temperamentvoller sind. Das ist doch eine Tatsache.

Inga: Nun, das bestreite ich nicht. Ich bin auch zufrieden mit der Erklärung von Alwis, daß Beharrlichkeit und Beständigkeit nicht n u r für uns, aber auch für uns gilt. Das wollte ich bloß genau wissen.

Alwis: Ich möchte Euch noch auf zwei andere Seiten dieser Werte-Tafel aufmerksam machen. Wie ist es mit der Schlichtheit bestellt? Ist diese zum Beispiel ein besonderes Kennzeichen unserer nordischen Menschenart? Vergleicht mal die Einfachheit in Kleidung und Haltung mit anderen Menschen, die Ihr kennt. Seht Ihr da Unterschiede?

Boda: Ich möchte mal etwas dazu sagen, was mir auffällt. Bei uns in der Klasse sind zwei italienische Mädchen, über die manche Freundinnen von mir lachen. Und ich frage sie mal: Warum lacht Ihr denn immer so komisch, wenn Ihr die beiden ankommen seht? Da sagt meine Freundin Erika: Na, siehst Du denn nichts? Und da sehe ich mit einem Mal, daß die beiden so komisch angezogen sind, ganz bunt, wie die Papageien.

Inga: Aber Boda, darüber lacht man doch nicht.

Boda: Ich hab ja auch nicht gelacht, aber das ist doch eine Tatsache, daß sich diese Mädchen auffällig und bunt kleiden? Oder?

Alwis: Nun, wir sagen ja gar nicht, daß das schlecht oder häßlich ist, wir sagen nur, daß es anders ist und bei uns nicht gewohnt.

Boda: Aber ich finde es d o c h häßlich, wenn man sich so auffallend anzieht.

Alwis: Na schön, wir wollen Dir Dein Geschmacksurteil nicht wegnehmen. Ich werde Euch mal dazu etwas Ähnliches erzählen. Meine Frau hatte eine Freundin, die ein sehr treuer und anständiger Kerl war. Sie zog sich aber immer unmöglich an. Bunt wie ein Papagei, und die Farben paßten nicht zusammen. Ich fragte meine Frau: Sag mal, woher kommt denn das, daß Lotte immer so unmögliche Farbenzusammenstellungen hat? Ja, sagte meine Frau, weißt Du denn das nicht? Ihre Mutter stammt doch aus Südfrankreich und hat wohl auch etwas Negerblut. Jetzt als alte Frau sieht sie grau aus und wie eine Eule.

Inga
u. Boda: Lachen. Siehst Du, sagt Boda: da habe ich doch recht gehabt, die italienischen Mädchen haben eben einen anderen „Geschmack".

Alwis: Nun, Ihr gebt also zu, daß Geschmack, also auch hinsichtlich dessen, was wir Schlichtheit nennen, sehr verschieden ausgeprägt sein kann und durchaus mit Herkunft und Abstammung, also A r t zusammenhängt. Ich meine, das kann man wohl nicht leugnen.
Ich denke noch an eine andere Eigenschaft, die wir erwähnt hatten. Ist Euch einmal in der Schule ein Unterschied zwischen Kameraden hinsichtlich des Wortreichtums, den sie machen oder – anders ausgedrückt, – hinsichtlich der Schweigsamkeit, die sie haben, aufgefallen?

Rolf: Ach, da war neulich etwas Komisches in unserer Klasse. Es war im Deutschunterricht. Der Lehrer sagt zu Hans Schmidt: Beschreibe Du uns mal das Bild, das ich da aufgehängt habe. Hans ist ein guter Schüler, aber er bringt selten viel heraus, er spricht nicht gern. Und er sagt zwei Sätze über das Bild, und dann sagt er: Na, das sieht man doch alles, da braucht man doch nicht viel zu sagen. Da ruft der Lehrer den Giorgio Ronza auf, einen italienischen Gastschüler, der schon sehr gut deutsch kann. Und der erzählt einen ganzen Roman über das Bild. Hat das nun etwas mit Verschwiegenheit zu tun?

Alwis: Zum mindesten mit Wortkargheit oder Schweigsamkeit. Seht Ihr sonst darin einen Unterschied?

Inga: Ich würde sagen, wenn er beim Bild soviel redet, wird er wohl auch sonst gern reden.

Rolf: Ja, da hattest Du mal Recht: Er schweigt nämlich auch nicht gern, wenn er gar nicht gefragt wird. Und ob er verschwiegen sein kann, das weiß ich nicht, jedenfalls vertrauen wir ihm unsere Geheimnisse nicht alle an.

Alwis: Ich wollte Euch nur darauf aufmerksam machen, daß die Werte und ihre Anerkennung oder ihr Gebrauch oder ihre allgemeine Üblichkeit keineswegs überall dieselben sind. Wir wollen nicht darüber urteilen, ob das gut oder schlecht ist, sondern nur darüber, ob w i r es für u n s für gut halten, und das genügt dann wohl.

V. Teil:

Weltbild – Glaube - Religion

45.

Wozu Weltbild, wozu Glaube?

Wenn der Mensch eine gewisse Stufe der Erkenntnis erlangt hat und sich bemüht, seine Umwelt und was über ihm ist, zu begreifen, dann macht er sich, ganz nach seinem eigenen Vermögen, seiner Erkenntnis und seiner Erfahrung, ein Bild des Lebens und der Welt, soweit er es versteht. Bei primitiven Völkern und Eingeborenenstämmen können wir solche Vorstellungen nachweisen, studieren und ihre Grundzüge festlegen. Wir bemerken, daß das Bedürfnis, ein g a n z e s , ein „rundes" Bild der Welt sozusagen zu schaffen, ursprünglich und überall vorhanden ist, so einfach und unzutreffend auch die Zusammenhänge sein mögen und so falsch die Verknüpfungen der Vorstellungen oft sind. Dem modernen europäischen Menschen kommt bei der Bildung einer solchen Gesamtschau die Wissenschaft zu Hilfe, welche in hervorragendem Maße in Nordeuropa geschaffen worden ist, da unsere Menschenart dazu neigt, alle Vorgänge der Natur und des Menschenlebens genau, logisch, einwandfrei, nach Ursache und Wirkung zu erklären.

So sind die Grundzüge unseres Weltbildes seit dem Mittelalter in steigendem Maße klarer geworden, und keiner wird heute mehr ernstlich behaupten, daß sich die Sonne um die Erde dreht, statt umgekehrt.

Ein Weltbild ist also dazu da, sich Rechenschaft darüber zu verschaffen, wie die Wirklichkeit aussieht, die uns umgibt, beziehungsweise, die w i r selber sind. Denn auch der Mensch ist das Forschungsobjekt der Wissenschaft geworden, ein Gegenstand, der äußerst wichtig und interessant ist und dessen Erforschung dazu beiträgt, über uns selbst als Menschen, als Einzelmenschen oder Angehörigen einer Gruppe oder Gemeinschaft Klarheit zu gewinnen.

Ist nun Glaube dasselbe wie Weltbild? Gibt es zwischen beiden Unterschiede und welche sind es? Da wir Weltbild als das bestimmt haben, was mit den Mitteln des Verstandes, der Vernunft und der Wissenschaft festzustellen ist, muß Glaube noch etwas anderes sein, sonst wäre er überflüssig. In der Tat ist der Bereich des Glaubens weiter als der eines wissenschaftlich gesicherten Weltbildes. Zum Beispiel ist die Geschichte der Entwicklung allen Lebens ein Gegenstand der Forschung und der logischen und experimentellen Methoden, welche die Wissenschaft dafür gefunden und erprobt hat. Ist die Geschichte, Vor- und Frühgeschichte auch ein Gegenstand des Glaubens? Nein, jedenfalls nicht, soweit diese Geschichte eindeutig erforscht und wissenschaftlich festgestellt ist. Über die Tatsachen der Geschichte kann man also vom Glauben her nicht streiten, wenn diese Tatsachen eindeutig belegt sind und eine allgemeine oder fast allgemeine Übereinstimmung unter den Wissenschaftlern darüber herrscht.

Aber schon hier wird die obige Frage zum Problem, sie wird zweifelhaft und fragwürdig. Denn es gibt große Partien der Geschichte, die im Halbdunkel der Vergangenheit liegen und deren Herkünfte und Bedeutungen in sich und für uns keineswegs sicher feststehen. Sie können verschiedenen Deutungen ausgesetzt sein und ergeben oft (man kann sagen meist oder immer) verschiedene Gelehrtenmeinungen, die durchaus entgegengesetzt sein können. Aber auch wenn Tatsachen eindeutig bestehen, kann ihre Deutung und Bedeutung ganz verschieden bewertet und eingeschätzt werden. An diesen Punkten, wo keine Übereinstimmung zwischen den echten und ernsthaften Forschern besteht, setzt ebenfalls der Glaube als Vermutung oder „Ansicht", als „Meinung" oder Hypothese (das heißt: als eine vorläufige Deutung, um damit weiterarbeiten zu können) ein. Gerade in der heutigen Zeit macht sich eine Scheinwissenschaft

von gutgläubigen „Deutern“ bisher nicht sicher ergründeter geschichtlicher und kultureller Erscheinungen bemerkbar und breit, die freilich auch Betrügern und Fantasten Gelegenheit gibt, ihre unbewiesenen Meinungen und Ansichten über dies oder das in romanhaften Werken darzulegen und damit oft Sensationen zu bewirken, die beim ungebildeten Leser Glauben finden.

Wir möchten hier zu Anfang unserer genauen Begriffsbestimmung von „Wissen“ und Glaube festhalten, daß man nicht beliebige „Meinungen“ über dies oder das haben kann, was wissenschaftlich f e s t s t e h t. Und auch solche Dinge, die wissenschaftlich nicht – oder noch nicht – völlig gesichert sind, kann man nicht mit Glaubensausflüchten behandeln, wenn vernünftige rationale (verstandesmäßige) Deutungsmöglichkeiten vorliegen. Das echte Glauben bezieht sich auf ganz andere Dinge als solche, die mit Experimenten und historischen Quellen zu begründen, zu klären und zu erforschen sind. Der religiöse Begriff des Glaubens umfaßt die Ansichten über einen Gesamtzusammenhang alles Seienden, über die Stellung und Bedeutung des Menschen in diesem Gesamt des Kosmos, des Lebens und über seine sittliche Verpflichtung innerhalb der Menschengemeinschaft. Glaube im echten Sinne geht also über das Erkennen hinaus, darf aber nicht dem gesicherten Wissen widersprechen. Wenn jemand zum Beispiel behauptet, ein Tier wie Pferd oder Schaf oder Rind könne ohne vorherige Befruchtung ein Tierjunges zur Welt bringen, so wird man das als falsch, unwahr, unmöglich und die Behauptung als lügnerisch bewerten. Ebenso würde kein Gericht einem Mädchen glauben, das behauptet, es habe ihr Kind, das es geboren hat, von einem Geist empfangen. Auch dies würde man als Lüge oder Ausflucht bezeichnen.

Diese natürlichen Erscheinungen sind also nicht Gegenstand eines Glaubens, sondern des begründeten Wissens und der echten untrügerichen Erkenntnis des modernen Menschen.

Für einen wahren „Glauben“ bleibt aber außerhalb der gesicherten „Erkenntnis“ des Verstandes noch viel Raum. Dieser Glaube, von dem wir hier sprechen werden, ist kein Gegenstand der Ratio (des rechnenden Verstandes), sondern eine Sache des Gefühls, der W e r t u n g von Lebensdingen, der sittlichen Haltung und der artlichen Veranlagung des betreffenden Menschen. Denn jeder Mensch hat ein inneres Erbe mit ins Leben bekommen, dem er sich nicht entziehen kann, nach dem er immer urteilt, ob bewußt oder unbewußt, das ihm eingeboren ist auf Grund seiner Herkunft, seiner Familie, seiner Eltern und

Ahnen, seines Volkes und der zu ihm gehörenden Menschen-Gesamt-Art. Seelisch bedingter Glaube ist also in uns als Anlage, als natürliche Vorgegebenheit, als Bestimmtheit durch Jahrtausende vorhanden, die in uns wirksam sind und uns sozusagen „mitgeschaffen" haben.

46.

Gläubigkeit und Religion

In den religiösen Erörterungen unserer Zeit wird häufig (oder sagen wir: fast immer) übersehen, daß die Begriffe Gläubigkeit (Religiosität) und „Religion" zwei sehr verschiedene Inhalte (Bedeutungen) haben. Dies muß geklärt werden, bevor wir uns eingehender mit dem befassen, was Religion ist, sein soll und was sie in Welt und Leben als wirkende Macht bedeutet.

„Gläubigkeit" (oder Religiosität) ist die persönliche, subjektive Haltung, Einstellung oder Gemütslage, in der sich der Einzelne gegenüber der religiösen oder philosophischen Tatsache einer festgefügten, ausgesprochenen und niedergelegten Religion oder Weltanschauungsmeinung befindet. Wir erläutern das an einem Beispiel:

Viele Menschen unseres Volkes und unserer Art haben sich ein eigenes, persönlich-gefärbtes und für sie allein geltendes Bild der Religion gemacht, der sie als Konfession angehören. Damit glauben sie, diejenigen Inhalte des Religionsbekenntnisses, dem sie rechtlich zugehören, für sich gedeutet, abgeändert, ausgelegt und sich faßbar und annehmbar gemacht zu haben, welche ihnen von Natur und Denken her widersprechen und die sie aus Gewissensgründen nicht voll bejahen können. – Ihre Religiosität stimmt also nicht voll mit den Lehrsätzen ihrer Kirche überein und sucht einen Ausweg, gewissensmäßig um die Aussage herumzukommen, welche ihnen peinlich, unglaubhaft oder anstößig erscheint. So ist es zum Beispiel mit der jungfräulichen Geburt der Maria: Hier sagen sie: Das ist ja nur symbolisch gemeint. Oder bei der Auferstehung Christi aus dem Grabe. Hier meinen sie: Das war eine Vision (also seelisch bedingte Sinnestäuschung) der Zeugen, die dieses berichtet haben. Oder angesichts der Behauptung der Lehre der Dreieinigkeit, – Gott als Vater, Sohn und Heiliger Geist, – unterstellen sie: Das ist ja nur ein Bild, um die drei Eigenschaften Gottes zu verdeutlichen, aber keine reale Wirklichkeit.

Es gibt auch ein historisch bedeutsam gewordenes Ereignis, welches in der gleichen Richtung liegt und alle die Züge enthält, welche „Gläubigkeit" von „Religion" unterscheiden. Dies ist die deutsche Mystik des Meister Ekkehart im 13. Jahrhundert. Er hat den Gottesbegriff der Kirche (es gab damals nur die Eine Heilige Katholische) so umgewandelt, ausgelegt und seinem persönlichen Bedürfnis angeähnelt, daß er in ein Ketzerei-Verfahren verwickelt wurde. Er sagte nämlich, daß man, wenn man „Gott" in seinem Innern erführe, wenn man sich in der Seele mit ihm vereinte, das höchste Glück und die tiefste Erfahrung des Göttlichen empfände. Diese Vereinigung des Gläubigen mit Gott sei die höchste Stufe der christlichen Vollendung. Er hatte dabei offensichtlich nicht bemerkt, daß er – im Sinne der herrschenden Kirche – mehrere todeswürdige Ketzereien auf einmal mit diesen Aussagen ausgesprochen hatte. Die Kirche bewies es ihm, bewies, daß diese mystische Auslegung gegen die offizielle, allein geltende und „richtige" (orthodoxe) Lehre sei, daß sie Gottes Wesen verkenne und daß sie den Menschen zum Richter über Gott mache. – Uns Heutigen scheint das religiöse Erlebnis Ekkeharts und seine dazugehörigen philosophischen Behauptungen durchaus christlich und tief religiös zu sein. Für die Kirche, das heißt hier: die Hüterin der Lehre Gottes, war sie Frevel, tiefstes Unrecht und Verrat an dem alleingeltenden Dogma.

Die Gläubigkeit Ekkeharts war „germanisch", denn wir erleben Gott als innere Erfahrung, nicht als feststehenden begrifflichen Lehrsatz. Die Kirche hatte Recht, wenn sie ihn verurteilte. Er wurde seiner Ämter enthoben, und ihm wurde der Prozeß gemacht. Dieser hätte, wenn Ekkehart nicht widerrufen hätte, mit seiner Verbrennung als Ketzer geendet. Daran kann kein Zweifel sein. Aber er starb, bevor das endgültige Urteil über seine Verfehlung gefällt worden war. Hier sieht man, daß „Gläubigkeit" das Gegenteil von dem sein kann, was „Religion" lehrt, sogar d i e Religion, der man selber angehört. – Wir hoffen, damit den wichtigen Unterschied deutlich und klar gemacht zu haben.

Damit ist auch zugleich klar geworden, was R e l i g i o n ist im Unterschied zu Gläubigkeit. Religion ist der feste, unverrückbare Lehr-Inhalt eines Glaubens. Dieser ist in menschlicher Sprache formuliert, er ist zum „BEKENNTNIS" geworden, er drückt sich in bestimmten Formen und Formeln aus, und er wird von dem, der dieser besonderen Glaubensform angehören will, bejaht, vollinhaltlich unterstützt und zur Richte des eigenen Lebens gemacht. Zwar kann es auch hier gewisse ganz persönliche Auslegungen einzelner Sätze geben, aber der Gläubige behält

diese für sich, da er weiß, daß sie an der Grenze der Lehre stehen, die er bekennt und für die er offen eintritt. Wir möchten dies an einem Satz des Artglaubens erläutern, um den Unterschied zwischen Glauben als Religion und Gläubigkeit als Religiosität auch auf unserem eigenen Bekenntnisfelde deutlich zu machen.

Unter „Tod und Unsterblichkeit" wird im Artbekenntnis (Seite 19/22) die Glaubens-Auffassung vertreten, daß die „Seele" des Einzelnen „unsterblich" sein kann, indem sie als Kraft zurückkehrt ins All. Diese Möglichkeit religiösen Denkens und Schauens wird vom Artglauben nicht ausgeschlossen. Jeder kann hier nach seiner besonderen „Religiosität" für sich wählen und entscheiden, ob er meint, die „Ewigkeit der Einzelseele" sei wirklich vorhanden und gehöre zu seinen von ihm selbst anerkannten Glaubenssätzen. Die Gemeinschaft des Artglaubens als solche erkennt aber noch eine andere Unsterblichkeit und Ewigkeit der Seele als gegeben und wirklich an: die immerwährende Existenz (Wesenhaftigkeit) der „Artseele", deren Teil wir als Einzelne sind. Diese Existenz ist für uns „real", wirklich, vorhanden und zählt zum Bekenntnis unseres Glaubens.

47.

Religiosität allein genügt nicht

Das Abändern, Ummodeln, Auslegen und Anpassen eines Glaubensgrundsatzes nach dem persönlichen Bedürfnis eines Einzelnen oder einer Gruppe von Menschen beweist immer, daß der betreffende Lehrsatz dem Gefühl und Gemüt, manchmal auch dem Verstand und der Erkenntnis des Betreffenden Schwierigkeiten bereitet, so daß er sich bemüht, die Härte und Bestimmtheit der Aussage zu mildern, zu verwischen, zu verkleinern und ins Gefühlhafte und Individuelle einer Erlebnishaltung zu verwandeln.

Das mag begreiflich sein in Lagen, wo der Zwangsgläubige sich nicht anders wehren kann, als in die Unverbindlichkeit einer persönlichen Auslegung auszuweichen. Besonders ist das dort der Fall, wo gesellschaftliche oder staatliche Drohungen oder Erpressungmaßnahmen gefürchtet werden müssen, wenn man „ungläubig" oder „ketzerisch" wird.

So sind ganze Gruppen von Katholiken um 1880 in die „Altkatholische Bewegung" ausgewichen, die gewisse päpstliche Glaubensforderungen nicht zu billigen und zu erfüllen willens

war. So weichen heute viele Protestanten in „moderne" symbolische Erklärungen des „Evangeliums" aus, weil sie die geforderten Glaubenssätze oder angeblichen geschichtlichen Tatsachen nicht mehr mit ihrem Gewissen vereinbaren können. Das geht heute so weit, daß fast alle Lehrinhalte der Altkirche erschüttert, durchlöchert, oder gar gänzlich aufgehoben sind, innerhalb der Gewissensbefragung der protestantischen, ehemals „evangelischen" Glaubensgemeinden. Hier hat also die „Religiosität" als individuelle Auslegung und Abänderung ehemals geltender Lehrsätze die Grundlagen der christlichen Lehre längst erschüttert, und kaum einer kann noch sagen, was die Gemeinsamkeiten des Christentums als Religion, als „fester Halt im Leben" noch sind. Wenn Gläubigkeit so weit geht, daß sie die bestehende Lehre auflöst, dann ist der Punkt erreicht, wo es ehrlicher wäre, die betreffende Konfession ganz zu verlassen und sich einer neuen Glaubensform zuzuwenden.

Aber es gibt noch eine andere Seite der „Gläubigkeit" oder Religiosität, welche den Glauben nicht verändert oder verwässert, sondern ihn nur zum echten persönlichen Erlebnis macht, ohne ihn in seinem Kern, seinem Inhalt anzugreifen. Diese wahre und zu bejahende Wirkung einer innigen persönlichen Gläubigkeit müssen wir noch näher betrachten. Es ist eine Tatsache der seelenkundlichen Forschung, daß bestimmte Menschenarten zu einer starr dogmatischen, „lehrhaften" und verstandesmäßigen Form des Glaubens neigen, während andere gefühlshaft, erlebnishaft, gleichsam dichterisch und innerlich gestimmt sind. Man könnte sagen, daß der nordische Mensch, wenn wir ihn einmal als einheitlichen Typ betrachten wollen, zu der letzteren Form der Glaubens-Aufnahme und -Verarbeitung neigt. Oder – um es noch deutlicher zu sagen, er bevorzugt die symbolische Art der Glaubens-Aneignung, er sieht in den Lehr-Grundsätzen, die er anerkennt, eher Hinweise seelischer Art als Behauptungen realer Tatsächlichkeiten. Die Sinnbildhaftigkeit nordischer Religionsauffassung wird besonders in der Edda deutlich, wo fast jede Person für eine Kraft steht, jeder Vorgang eine Deutungsfähigkeit für sittliche Vorbilder oder kosmische Ereignisse enthält. Dies ist kein Dogmenglaube und keine Lehrsatz-Verteidigung, sondern eine fast dichterische Darstellung und Deutung des Welt- und All-Geschehens. Deshalb erschließt sich der nördliche Glaube demjenigen am ehesten und am tiefsten, der diesen Sinn für dichterisch-symbolische Aussage besitzt. Religion wird fast zum Mythus, was hier heißen soll, daß sie als Schau innerer Dinge des letzten Erlebens aufgefaßt und seelisch verwandelt wird, welche zu einer „Gefühlsgewißheit" führt, die dann das Leben von innen her bestimmt, formt und fordert. So ist auch

die „moderne“ Form des Glaubens Unserer Menschenart eine innere Schau, welche sich in sinnbildhaften Sätzen zur „Religion“ gestaltet hat, jener Form der Aussage, die wir Artglauben nennen.

48.

Lebenswissen führt zum Lebensglauben

Das kosmisch-irdische Weltbild, das wir im Anfang entworfen und dargestellt haben, und das Wertbild, welches wir als geltenden Besitz unserer Menschenart anerkennen, – beides liegt im Bereiche vernünftiger, auch verstandesmäßiger Erwägung und Betrachtung. Schon bei der Ordnung der sittlichen Werte spielen Gefühlsansätze und Grundforderungen unserer Seele eine maßgebende Rolle. Sie bleiben aber beide innerhalb der erörterbaren Fragen des tatsächlichen Lebens und stellen den Anspruch, von der Allgemeinheit der Artvölker angenommen und anerkannt zu werden. Auf dem Gebiete sinnbildhafter Glaubensdarstellung ist nun eine bestimmte und einschränkende Haltung vorauszusetzen. Glaube kann und darf nicht erzwungen werden, er kann auch nicht „bewiesen“ werden, sondern er ist allein eine Sache der inneren, gefühlsmäßigen, letzten seelischen Entscheidung, die im freiesten Sinne jedes Einzelnen eigene Sache ist.

Religion ist „autonom“. Dies bedeutet, daß sie eigenen Gesetzen der Innerlichkeit und Freiheit folgt, daß sie im tiefsten „Herzenskämmerlein“ empfunden und bejaht werden muß. Nur dann, wenn sie eigen-geprägte freie Entscheidung ist, kann sie zur grundlegenden Richte des Lebens werden. Jede Macht, die dieses Gebot der Autonomie (Selbstbestimmung und Selbstgesetzlichkeit) des Glaubens antastet (oder gar dauernd mißbraucht), ist – sittlich betrachtet – verwerflich und handelt a-religiös. Dies ist der letzte Anspruch des Glaubens, den der freie Mensch erhebt. Deshalb ist kein Staat und keine Regierungsform berechtigt, die Gewissen ihrer Mitbürger zu zwingen, ihre Religionsform zu bestimmen oder ihre im religiösen Bereich ausgesprochenen Lebensgrundsätze zu ändern, einzuschränken oder gar zu verbieten.

Ein solcher Staat würde unsittlich handeln, und der religiös gebundene Mitbürger (oder „Untertan“) könnte ihm mit Recht den inneren Gehorsam, möglicherweise aber auch den äußeren verweigern.

Glaube ist Gefühlsgewißheit. So haben wir die Eigenart dieses Lebensbereiches bestimmt. Religion beruht auf der Eigengesetzlichkeit der Seele. Das religiöse Weltbild geht über das wissenschaftliche hinaus. Es ist nicht Wissenschaft, wird aber von dieser innerhalb der Grenzen des Verstandes und der Vernunft gehalten. Das will besagen, daß auch Religion nichts behaupten und lehren darf, was offensichtlich der gesicherten und allgemein anerkannten wissenschaftlichen Forschung widerspricht. Dabei gibt es für die Religion genug Freiheit sinnbildlicher Auslegung und Deutung der Lebensdinge. Unsere Religion ist im besonderen Sinne wissenschafts-freundlich, weil wir nichts behaupten, was mit denkbaren Tatsachen der Forschung im Widerspruch stehen würde. Da unsere Glaubensart auf das Leben gerichtet ist, auf die Gestaltung und Ordnung der menschlichen Daseinsverhältnisse, der inneren wie der äußeren, kann sie auch nicht im Gegensatz stehen zu vernünftigen Erkenntnissen, die dem Leben dienen. Freilich kommt es vor, daß auch die Wissenschaft Irrwege geht und ihren eigenen Bereich überschreitet. Dann wird der religiöse Mensch warnen und seine Stimme erheben, um lebensgefährdendes Unheil zu verhüten (wie heute hinsichtlich der Rauschgifte und bestimmter Genußmittel). Dies geschieht aber im Dienste des Gesunden, Sittlichen und lebensfördernden Wirkens unseres Glaubens. Denn welche Bedeutung sollte wohl eine Religion für uns haben, wenn sie nicht dieses Leben, das wir zu führen haben, verschönen, erhalten, bewahren, erneuern und kraftvoll und schöpferisch machen will? Ist Religion nicht dazu da, unser Dasein nicht nur erträglich zu machen, sondern es mit einem höheren, fruchtbaren Sinn zu erfüllen, den wir alle begreifen können, der natürlich und echt ist, der keine Hoffnungen braucht, die in einem Reiche liegen, das nur in der Fantasie, aber nicht in der Wirklichkeit besteht?

Unser Glaube ist ein Lebensglaube, ein Wirklichkeitsglaube, ein Dasein-Erhöhungs- und Erfüllungsglaube. Diesen wollen wir hier klar und deutlich machen.

49.

Wirklichkeits-Religion

Die orientalischen Religionsformen Christentum, Islam und Buddhismus haben Europa glauben gemacht, daß Religion etwas sei, was ausschließlich oder vornehmlich eine Überwelt, Hinterwelt oder Himmelswelt betreffe, was sich in einem Jenseits abspiele oder dort seine eigentliche Quelle und Ursache habe. So

wurde ein geheimnisvoller „Gott“ angenommen, der angeblich alles lenkte, geschaffen habe und bestimme.

Diesem Gott wurden Eigenschaften zugeschrieben wie „allmächtig“, gnädig, barmherzig, strafend, unerbittlich, ab und zu auch gütig und verzeihend, kurz, es war ein Überwesen mit sich vielfach widersprechenden Kräften, Gaben und Handlungen. Wenn dann auf die Gegensätze und unvereinbaren Widersprüche in seinem Wesen hingewiesen wurde, machte man den Menschen darauf aufmerksam, daß er das Wesen Gottes nicht verstehen könne, weil dieses viel zu hoch über seinem Verstande und Begreifen liege, es sei eben „unerforschlich“. Zugleich aber wurden diesem unerforschlichen Gotte Tätigkeiten und Eigenschaften zugesprochen oder unterstellt, die nur von rein menschlichen Begriffen abgeleitet waren. Denn gütig, gnädig, liebevoll, gerecht (oder auch ungerecht), barmherzig, verzeihend, unnachsichtig und strafend sind ja alles menschliche Begriffe, Eigenschaften und Vorstellungen, mit denen man – wohl oder übel – den Gott bezeichnen, kennzeichnen und näher bestimmen mußte. Hier sollte also das „Unerforschliche“, Übermenschliche und schlechthin „Göttliche“ mit Worten erklärt werden, die allein aus dem irdisch-menschlichen Bereich zu verstehen waren.

Hinzu kam bei diesen Religionsformen noch eine andere Vorstellung, welche die Schwierigkeit des Verstehens noch erhöhte, wenn nicht ganz und gar hoffnungslos machte: Dieser Obergott und alleinige Gott hatte lauter Eigenschaften, die sich widersprachen, die in sich gegensätzlich waren und kein klares Bild eines Menschen-behütenden-Wesens abgaben.

Diese überweltliche Wesensart des angenommenen Gottes hatte also sowohl menschliche Eigenschaften, die verständlich waren, als auch übermenschliche, unverstehbare und gleichsam zauberische, beziehungsweise dämonische Züge und Fähigkeiten. Dabei sollte er der e i n z i g e Gott sein, den es gab, und er verwahrte sich entschieden dagegen, daß es noch andere Götter als ihn in seiner Umgebung oder in der Welt gebe, während er zugleich die Stammesgötter anderer Völker und Rassen verdammte, also doch annahm, daß es solche gebe. („Ich bin der Herr, Dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“) Er nimmt also – wie ein eifriger Mensch – an, daß die andern Götter, welche es in der Verehrung seiner Nachbarn gibt, nicht die „richtigen“ seien, obwohl sie in der Vorstellung anderer Menschen existierten.

Wenn wir dieses Wirrsal, diesen Irrgarten menschlicher Vorstellungen über ein bestimmtes „Gottesbild“, das in ihrem Be-

wußtsein ist, ruhig und genau, nüchtern und mit normaler Logik betrachten, so entdecken wir dabei etwas ganz Einfaches und Selbstverständliches, das aber unter dem Wust vergangener Religionsbegriffe ganz verlorengegangen ist: Alle diese Vorstellungen von einem Gott oder Übergott oder Einzigen Gott sind eben nur Bilder, Abbilder, Nachbilder des menschlichen Bewußtseins, der menschlichen Denk- und Vorstellungsfähigkeit, die über menschliche geistige Fähigkeiten nicht hinauskommt und diese auf „ihren", den „einigen" und „einzigen" Gott projiziert, wie ein Bildwerfer das Foto, welches man selbst gemacht hat, auf eine Leinwand wirft, beleuchtet, schärfer oder schwächer einstellt, größer oder kleiner macht. Das Bild, welches von Gott „entworfen" (auf die Leinwand seines eigenen Verstandes geworfen) wird, ist u n s e r Bild, und wir haben es geschaffen. D a s ist die Wirklichkeit Gottes, in unserer Vorstellungsfähigkeit und – im besten Falle – in u n s e r e m Herzen. Die Wirklichkeitsreligion geht davon aus, daß wir allein das Bild Gottes nach unseren eingeborenen verstandes- und gefühlsmäßigen Eigenschaften s c h a f f e n , es ist also das Bild U n s e r e s G o t t e s.

Mit dieser Erkenntnis erhält die Religion – für uns – eine andere Bedeutung, als sie vorher gehabt hat. Nicht „Gott" – oder die Bibel, „sein" heiliges Buch, entwirft das Bild des Menschen, wie es sein soll (nach dieses bestimmten Gottes „Willen"), – sondern der Mensch oder die Menschengruppe, bzw. Rasse, welche dieses Bild geschaffen hat, hat „ihren" Gott geschaffen, für den sie – diese Menschen – verantwortlich sind. Sie haben sich selbst, ihr Wesen, vielleicht ihr „Ideal-Wesen" in diesen Gott hineinprojiziert und beten, indem sie diesen Gott anbeten, im Grunde sich selbst an, im besten Falle das Idealbild, welches sie von sich selber haben.

So wird jedes Gottesbild der Geschichte ein Bild des Menschen, der diesen „Entwurf" zu einem Gott geschaffen, sich in seinem Inneren vorgestellt und schließlich in Schriften und Prophezeihungen zum Übergott gemacht hat. Nur hat dieser Mensch oder diese Menschengruppe, Unrecht, wenn sie i h r Gottesbild für andere zur Verpflichtung macht, die andere Vorstellungen vom Göttlichen haben.

Um nun aber eine Rechtfertigung zu erhalten, warum bestimmte Völker i h r Gottesbild allen anderen aufzwingen wollen, haben sie den Begriff der „Offenbarung" erfunden. Sie sagen, Gott selber (ihr überweltlicher Gott) habe sich ihnen geoffenbart, sei es in einer Wüsten-Vision, sei es in einem „brennenden Busch", sei es in einem Gottes-Buche (z. B. der Bibel) oder sei es „in der

Geschichte". Der Vorgang der Gottesbildung im Bewußtsein bestimmter Menschenarten ist also ein ganz natürlicher und durchaus verständlicher. F a l s c h an ihm und gefährlich ist allein die Forderung, daß dieser – aus einer einzelnen bestimmten Bewußtseinslage heraus geschaffene Gott – auch für alle anderen Menschen verbindlich sei und daß er alle anderen bestrafe, die ihn – seine Alleinherrschaft – nicht anerkennen wollten. Und doch hat dieser Anspruch eines bestimmten Gottesbildes unsere Geschichte seit 1500 Jahren zum Leide, Unglück und Verderben ganz Europas gezeichnet.

50.

U n s e r e R e l i g i o n des Artbewußtseins

Dieser Satz gibt die tatsächliche Bedeutung und die lebensgetreue Herkunft und Entstehung der Religion an. Sofern also eine Glaubensform nicht die einsame Erdichtung eines einzelnen Menschen ist, der ein ganz persönlich bedingtes religiöses Weltbild geschaffen hat, ist sie die Wiedergabe, die Widerspiegelung einer Menschengruppe (oder -art), welche ihr Idealbild (wir sagen: ihr „Inbild") als die Darstellung ihrer eigenen Welterkenntnis, ihres Welt-Verständnisses zum Höchsten erklärt hat, das sie glaubt und anerkennt, nach dem sie sich richtet und das sie für „heilig" und „göttlich" hält. Aber selbst wenn ein Einzelner solches Glaubensbild geschaffen hat, kann es für viele andere Geltung erlangen, die ähnlich oder gleich fühlen. Darauf beruht die Wirkung von Profeten und Verkündern, daß sie eine bestimmte Gefühls- und Denkform dargestellt haben, welche bei andern Anklang und Begeisterung auslöst, weil diese sich in ihr selber wiederfanden. Wer nun die allgemeinen, verbindlichen Grundzüge einer Menschenart in ihrem seelischen Wesen zusammenfaßt und verdeutlicht, ausspricht und zum Bekenntnis macht, hat, je nach dem Maße seiner inneren Weite, dazu beigetragen, die „Religion der Art" zu formulieren, zu der er gehört und die er in seinem geistigen und gefühlsmäßigen Wesen vertritt. Auch hier ist die Religion „Menschenwerk", jedoch in dem erweiterten Sinne, daß einer für viele ausgesprochen hat, was diese im letzten ihres Herzens fühlen, was sie mit ihrem Verstande bejahen und decken können und was sie willentlich erstreben und für solche, die seinesgleichen sind, aussprechen und verständlich, ja bindend machen möchten. Das gilt zum Beispiel für Buddha. Es gilt auch für Mohammed und den Islam und in gewisser Weise auch für das Christentum. Auf jeden

Fall gilt es auch für den Artglauben, der nach langer Entwicklungszeit von 30 Jahren aus dem Rate vieler gleichgerichteter Menschen unserer Art entstanden ist.

Der Glaube Unserer Art ist also die Bewußtwerdung unseres eigenen Wesens, dieses als Idealbild (Inbild) unserer Menschenart betrachtet. Diejenigen Eigenschaften, welche wir als werthaft und vorbildlich für uns ansehen, bilden die Grundzüge unserer Religion, und diese ist eine Wirklichkeits-Religion, weil sie das Leben als die einzige Stätte unserer Pflichten und Rechte, unserer Interessen und Aufgaben, unseres Anspruches in der Welt und unserer „Sendung" erkannt hat.

Die Wirklichkeit, welche wir schauen und erleben, erkennen und berechnen, ist eine dreifache:

Erstens die Wirklichkeit des Kosmos (Weltalls). Diese ist zum Teil wenigstens berechenbar. Sie ist nicht durch unsere Sinne zu erfahren. Große Teile von ihr entziehen sich unserer Kenntnis und Berechenbarkeit.

Zweitens ist die Wirklichkeit der Bereich der Erde als wissenschaftlicher, geschichtlicher und sittlicher Gegenstand.

Drittens ist Unser Inneres, Gemüt, Gefühl, „Seele", Verstand, Vernunft, Wille und Empfindung unsere innere Wirklichkeit. Von dieser letzteren aus werden alle Arten der „Wirklichkeiten" aufgenommen, bewertet und in einen Gesamtzusammenhang gebracht. Hierbei ergibt sich die Tatsache, daß die Außen- wie die Innen-Wirklichkeiten Gegenstand unserer eigenen Betrachtung, Beurteilung und religiösen Gesamt-Bewertung sind. Da alle Menschenarten verschieden sind, werden sie die sittlichen und religiösen Wirklichkeiten auch verschieden beurteilen und bewerten, werden ihren Gesamtzusammenhang nach ihrem inneren Gefüge und Gefühl bestimmen und auf diese Weise jeweils ein Artbild ihrer Anschauung, ihres Gefühls und ihres Urteils errichten, sich erbauen und dies als das Ihre erklären. So ergibt sich für uns die Aufgabe, unser Artbild der Welt und des Lebens nach unserer Seele zu formen, auszusprechen und zu einem Gesamtzusammenhang zu gestalten. Dies nennen wir „Religion der Art" oder „Artglauben".

51.

Was ist Lebensglaube?

Man brauchte unter natürlichen Menschen eine solche Frage nicht zu stellen, wenn nicht unsere ganze europäische Kultur seit anderthalb Jahrtausenden unter einem anderen Glauben

gestanden hätte, nämlich einem lebensfeindlichen Glauben, der das „Wahre Leben des Menschen" in ein Himmelreich verlegt, welches niemand gesehen hat und das nur in der Einbildung religiöser Fanatiker existiert. Nach dieser Lehre sollen wir unser irdisches Leben als Probe, Vorstufe und Vorbereitung auf das Jenseits führen; dort sollen wir belohnt oder bestraft werden für das, was wir auf der Erde getan haben. Aber selbst, wenn wir uns noch so gut verhalten haben, ein ordentliches und anständiges Leben geführt haben, unsere Pflichten erfüllten und unseren wahren Nächsten gerecht und auch liebevoll behandelten, auch dann genügte das noch nicht, um in „Gottes Himmel" aufgenommen zu werden. Wenn wir nämlich nicht die einzig richtige Religion hätten (nämlich ausgerechnet die christliche), dann wäre „all unser gutes Tun umsonst, auch in dem besten Leben". So sagt es ein frommes Kirchenlied. Diese Religion entwertet also jedes gute und rechtschaffene Leben, wenn der Betreffende nicht d a s glaubt, was die christliche Religion wünscht, empfiehlt oder fordert. Wir würden dann nämlich nicht „erlöst" werden von allen unseren Sünden (die wir angeblich haben), und würden für ewig in der Hölle brennen und leiden, verdammt vom „lieben Gott" und nicht zu den Frommen gerechnet von den anderen Christen-Menschen. Das ist die alte christliche Lehre, nach der der Mensch „böse ist von Jugend auf" und nichts werden kann ohne die „Gnade" des einzigen Gottes, den es (für die christliche Religion) gibt. Diese orientalische Vorstellung ist das Gegenteil eines natürlichen Lebensglaubens.

Unser Glaube hingegen hat die Aufgabe, dieses Erdenleben so weit zu gestalten, zu ordnen, zu einem gerechten Ort unseres Wirkens zu machen, wie es in menschlichen Kräften steht. Glaube soll uns bestätigen in dieser Aufgabe, er soll uns anspornen und führen, damit wir jederzeit das Ziel vor Augen haben, in unserem Volke und in allen Bereichen, die wir verantwortlich oder dienend zu regeln, zu bearbeiten und zu betreuen haben, unsern Mann stehen, unsere Pflichten erfüllen und das Gute und Schöne verwirklichen, welches uns aufgegeben ist.

„Das Jenseits kann mich wenig kümmern.
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andre mag danach entstehn.

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Muß ich mich erst von ihnen scheiden,
So mag, was soll und kann geschehn . . ."

sagt der Dichter des Faust von seinem Helden. Er gibt damit die Gesinnung wieder, die auch wir fühlen und vertreten. Oder, wie Nietzsche, der letzte große Philosoph unseres Volkes sagt:

> „O meine Brüder, bleibt der Erde treu
> Und glaubt denen nicht, die euch von überirdischen
> Hoffnungen reden. Giftmischer sind es, ob sie es
> wissen oder nicht!" (Zarathustra)

Unser Lebensglaube ist auf die Gestaltung des diesseitigen Daseins gerichtet, und der Mensch ist der Mittelpunkt des Weltbildes Unserer Art. Und wie könnte das anders sein? Wozu sollten wir sonst auf der Erde unsere Arbeit tun und unser Leben erfüllen?

52.

Grundsätze der Artreligion

Im Zusammenhange dieses Büchleins stellen wir den Artglauben in einer einfachen und schlichten Form dar. Er soll uns die Grundsätze zeigen, die für unser Leben auf dieser Erde gelten. Die Begründungen dafür sind jedem verständlich. Theologische Spitzfindigkeiten gehören kaum zur Religion. Wo sich schwierigere Fragen ergeben und näher eingegangen werden muß auf Probleme unserer Zeit, verweisen wir auf das Schrifttum, das am Ende des Buches angeführt ist. Hier gilt es vorerst, die Linie zu erkennen und klar darzustellen, die uns aus der Wirrsal der religiös verkrampften Zeit herausführt. Im Grunde sind die Lebensfragen einfach und durchschaubar. Oft löst sie der schlichte Volksgefährte besser als der Hochgelehrte, weil er sich den natürlichen Sinn bewahrt hat für das Wesentliche im Leben.

> Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Dieser Volksspruch gilt auch hier. Wenn nicht unser Denken vielfach entstellt worden wäre durch eine dialektische Diskussion (eine zergliedernde und zerfasernde Auflösung), dann würden die religiösen Fragen so einleuchtend und unkompliziert erscheinen, wie sie es in Wirklichkeit sind. Freilich muß man dazu die gegnerischen Standpunkte genau kennen. Deshalb werden hier auch gelegentlich Beispiele aus der christlichen Gegenwelt angeführt, um das Fremde vom Eigenen deutlich unterscheiden zu können. Nichts wäre verhängnisvoller, als Gemeinsamkeiten zu suchen und Kompromisse zu machen, wo es nur

ein Entweder – Oder gibt. Eine Brücke zur Lehre des Christentums gibt es nicht mehr. Wohl aber die Brücke zum anderen Menschen.

Bevor wir mit der Darlegung der Hauptgrundsätze des Artglaubens beginnen, sei noch eine geschichtliche Anmerkung gemacht, welche Auskunft darüber gibt, wer diese Sätze zuerst formuliert und wie sie später erweitert und voll ausgeführt worden sind. Diese Erläuterung ist notwendig, damit die historische Grundlage des Glaubens unserer Menschenart eindeutig festgestellt bleibt und keinem Versuch, sie zu verrücken oder zu entstellen, ausgesetzt werden kann.

Ludwig Fahrenkrog hat 1907 im Frühjahr zuerst den Gedanken klar und unmißverständlich ausgedrückt, daß eine eigene Religion auf dem Grunde der germanischen Art und Seele gebaut werden könnte und müßte. – Er ist damit der Begründer der Artgläubigen Bewegung geworden, die dem religiösen Anspruch nach alle Menschen „germanischer Herkunft" erfassen kann. Er gründete später als die Stätte der Verwirklichung dieser Glaubensart die „Germanische Glaubens-Gemeinschaft" (GGG genannt), und schuf dafür die Sätze:

Gott in uns / Das sittliche Gesetz in uns /
Die Selbsterfüllung durch uns und Deine Tat bist Du.

Fahrenkrog war schaffender Künstler, Dichter und Philosoph. Sein Werk wird von uns allen geachtet, bewahrt und verehrt. Im Jahre 1932/33 wurde das Nordische Artbekenntnis von einem Kreise der Verehrer und Nachfolger Fahrenkrogs geschaffen, welches bereits die Hauptsätze des Nordischen (oder Art-) Glaubens enthält.

(Siehe Wesen, Weg, Ziel Neuen Glaubens, S. 25, unten). Im Jahre 1951 wurde zur Gründung der „Artgemeinschaft e. V. Glaubensbund Wesensgemäßer Daseinsgestaltung" dieses Nordische Artbekenntnis erweitert und vertieft herausgegeben, mit dem abgewandelten Namen BEKENNTNIS UNSERER ART. (2. Auflage 1969). Der zweite Teil dieses Bekenntnisses heißt Das Artgelöbnis, es enthält 7 Sätze. Es stammt von Dr. Weigel, Celle.

Der dritte Teil des BEKENNTNISSES UNSERER ART enthält DIE TAFEL DER WERTE. Sie wurde vom Verfasser dieser Schrift nach einem philosophischen und religiösen Studium und einer 20 jährigen Tätigkeit in der Artgläubigen Bewegung 1954 veröffentlicht und von der Gemeinschaft des Artglaubens an-

genommen. Sie stimmt in wesentlichen Teilen mit den Ergebnissen der Philosophie von Nicolai Hartmann überein (Ethik), ohne sie jedoch zum Zeitpunkt der Abfassung der Tafel der Werte gekannt zu haben. Der Schlußsatz der gesamten Artrichte stammt von Robert Reuleaux, München.

53.

„Die" Götter – Gott – Das Göttliche

Unsere Vorfahren erkannten die Kräfte im Leben der Menschen, im Wirken des Erdgeschehens, im fernen All, das über uns ist, und sie nannten diese Kräfte „Götter". Es waren nicht nur Kräfte der Natur wie Blitz und Donner (Donar/Thor) oder wie der strahlende blaue Himmel (Ziu, Zeus, Tagesvater, Juppiter) oder wie die herrliche und lichtgebende Sonne (Baldur, Phol, Apollon), nein, es waren auch die Kräfte des Inneren, Weisheit, Klugheit, Wissenschaft, Liebe, Güte, Kunstfertigkeit, die sie zu personenartigen Gestalten ihres Mythus, ihrer sinnbildlichen Religion, machten.

Die ganze indogermanische, indoeuropäische oder auch arische Religion ist ein Beweis für diese Feststellung. Sie war aus dem unmittelbaren Leben gewonnen, aus der Arbeit an dem Boden, der Beobachtung des Himmels, des Gewitters mit seinen nützlichen und auch schädlichen Wirkungen; aus der Erfahrung von Jagd und Krieg, Seefahrt und Ackerbau, aus der Bemühung um Kunst im Schmieden und Herstellung von Gewand und Geräten, aus der Kenntnis kluger Überlegung und weitschauender Planung. (Athene z. B.) Alle diese Gestalten geben das L e b e n wieder, wie es ist und sich abspielt, und die Erfahrungen, die man daraus ziehen kann. Da es aber offenkundig auch Mächte gab, die solcher Ordnung widersprachen, sie aufzulösen und zu zerstören suchten, aus bloßer Überkraft, schuf sich die Vorstellung auch Gestalten, welche die Gegenwelt verkörperten, die ebenso ewig da war wie die Welt der ordnenden und gestaltenden Götter. Deshalb, weil er das Leben als tatsächilche Gegebenheit sah, als das ewige Ringen um das Gute, die Ordnung und den schaffenden Aufbau, kam es ihm nicht in den Sinn, einen einzigen Gott zu schaffen, der alles in sich hatte. Denn wie konnte man Gut und Böse, Gestaltend und Zerstörend, Aufbauend und Niederreißend zugleich in einem einzigen Gottwesen vereinigen, wenn dieses dann zwiespältig, gegensätzlich, in sich gebrochen und für die Menschen unverständlich und unbegreiflich werden mußte?

Der orientalische Mensch dachte und fühlte anders. Er erlebte die größte Macht im Leben als Über-jeden-Verstand-hinaus. Er, der einzige, unfaßbare Gott erschien ihm in der Wüste, im flammenden Busche der ungeheuren Brandsonne, die sein Feind war. Er, der Mensch, ganz und gar abhängig von diesem unbegreiflichen Wesen, das in der Vision, im Traumbild, in der gleißenden Glut der Sanddünen erschien und ihm Wahnbilder vorgaukelte, Fata Morganas, die in der Luft zerrannen, sah den Großen Einzigen, Furchtbaren, Strafenden Gott nicht als natürliches Erlebnis der täglichen Lebenskräfte einer sprießenden und gedeihenden Landschaft des Grüns und Wassers, der Bäume und blühender Pflanzen, sondern in der tödlichen Begegnung mit dem Unbekannten, Richtenden, Rächenden und unverständlich für Menschen – manchmal gerecht und manchmal ungerecht schlagenden, tötenden und urteilenden Wüstengottes.

So bildete er das Wesen des einzigen, alleinigen und einzigrichtigen Gottes, wie er meinte – in seinem Bewußtsein zum Herrscher über alle Menschen aus. Dieser einzig richtige Gott forderte Unterwerfung, Beugung, Knechtschaft, blinden Gehorsam und schenkte dafür – allerdings erst in einem a n d e r e n Leben – im Himmelreich Belohnung, die Freuden des Paradieses, selige Ruhe und ewiges „Erlöstsein vom Leid des Lebens". (Sowohl im Christlichen wie im Islamischen wie auch im Budhistischen Fern-Östlichen ist dieses Motiv: der Erlösungshimmel, die Jenseitswelt, das Nirvana das Ziel und die Belohnung eines frommen Lebens.)

Wie anders in unserem Dasein! Wie anders sieht der Mensch unserer Art Welt und Gott! Wie anders ist unser Ziel des Lebens: Nach erfüllten Pflichten und erlebten Freuden einzugehen in die Stille und im Ungekannten, Unbekannten, Unerkennbaren für alle Nach-uns-Lebenden Erinnerung, Ansporn und Vorbild in der unendlichen Kette des Lebens ein Glied zu sein, das für immer mit den schaffenden Kräften und Menschen verbunden bleibt.

Wir kennen daher nicht den einzigen, alleinigen, über allem stehenden, fernen und unnahbaren Christengott, sondern die Kräfte in vielerlei Gestalt, die uns helfend und unterstützend, freundlich und gütig gesinnt sind, die F r e u n d e der Menschen. Aber wir kennen auch die Gegenkräfte des aufbauenden Lebens, die bösen und zersetzenden Mächte des Riesischen und Unterweltlichen, des Gemeinen und Grundschlechten, die auch immer im Dasein vorhanden sind. Wir nennen die Summe der guten und gestaltenden Kräfte Das Göttliche, wie unsere Ahnen es auch genannt haben, wenn sie es Guth (wie englisch gespro-

chen Goth) nannten. Es ist kein einziger Gott, sondern alles Schöne und Edle zusammen, das in der Welt und auch in uns selber ist. Es sind die Kräfte, welche das Dasein zu einem gesitteten und geordneten, zu einem schöpferischen und schönheitlichen Zusammenklang machen wollen, welche Volk und Staat erhalten und der Welt den Frieden des Rechts und des Anstandes, aber nicht der Zügellosigkeit und Auflösung aller Ordnungen geben wollen.

Das Göttliche offenbart sich in jedem edlen Kunstwerk, aber nicht in Schmutz und Gemeinheit. Das Göttliche ist in Natur und Kunst gegenwärtig, wirkend und lebendig. Es ist Harmonie, Ausgeglichenheit und echte Gesittung. Es ist Volks-Ordnung und gegliederter Aufbau. Es ist Freiheit in der Bindung und Gesetz in der Achtung des Anderen, der es wert ist. Das Göttliche ist gebunden an all die Werte, welche für uns und unser Leben gelten. Das Göttliche ist schlechthin der sittliche Bau des Lebens und der Welt, sittlich hier genommen als der Inbegriff freier, schöner menschlicher Gestaltung und Schöpferkraft.

Das Göttliche ist das Idealbild der Kräfte (das Inbild), welches wir als das Höchste in unseren Herzen tragen. Die Götter sind – wie unsere Ahnen sagten – auch heute noch unsere Helfer im Kampf um die rechte Gestaltung eines guten und schönen Lebens.

54.

„Der" Gott – „Das" Gott

Die großen Dichter unserer Völker haben mehr für unsere Seele in ihren Dichtungen ausgesagt als die meisten Bibeln, Lehrbücher und Dogmatiken des Christentums. Sie haben auch in feiner Unterscheidung Wort und Begriff „Gott" gebraucht, und man muß auf sie genau hören, ob sie den christlichen alleinigen Gott meinen oder einen anderen, oder einen von mehreren oder das Göttliche selbst.

So ist der große deutsche Dichter Friedrich Hölderlin einer der ersten, welcher sich in seinen Gedichten einer religiösen Sprache bedient, die ihrem Sinne und Gehalt nach nicht mehr christlich genannt werden kann. Er gebraucht nämlich das Wort „der Gott" so, wie es die alten Griechen verwendet haben, wenn sie einen Gott unter anderen oder den höchsten Gott unter vielen ansprechen wollten. Immer war es dann in diesem Sprachgebrauch mit eingeschlossen, daß es nicht nur e i n e n E i n z i g e n

gäbe, sondern viele Gestalten des Götterhimmels, da es ja viele verschiedene Kräfte gibt, welche die Götter verkörpern.

Zwar glaubte Hölderlin an die Möglichkeit, die christliche Welt mit der heidnisch-griechischen religiös zu versöhnen, aber die Sinndeutung seiner Dichtung ergibt, daß er bereits über die Schwelle getreten war, wo der Raum der christlichen Lehre verlassen wurde. Er – der Dichter – lebt bereits in einer Welt der Götter und Menschen, der Tiere, Pflanzen und Flüsse, der Landschaft, der weltschaffenden Liebe heidnischer Form (in Platons Reinheit), welche kein Zurück mehr kennt in das Land der Wüste, in die Dürre der Dogmen und in den Streit um Gottesbegriffe.

Daß aber das tägliche Leben nicht so war, wie es sein glühender Geist schaute, daß seine reine Geliebte, Diotima, starb, daß er keinen befreienden Weg aus einer verchristelten Welt herausfand, das machte, daß er in die geistige Verwirrung ging, in der er starb. Er ist einer der größten geblieben, welche auf dem Wege zu einem neuen Gottesgefühl der ausweglosen Zeit den Tribut des „heiligen Wahnsinns" zahlten. Er starb nach fast vierzig Jahren seelischer Leere und tragischen Alleinseins 1843 im Irrgang der menschlichen Nacht.

(Friedrich Hölderlin, Gedichte, Gesamtausgabe, besorgt von Will Vesper, Verlag Reclam)

Noch ein anderer Gebrauch des Wortes und Begriffes „Gott" ist in Teilen der Artgläubigen Bewegung üblich geworden. Dort wird das, was uns das Helfende, Schützende, Beflügelnde, Erhebende, Vorwärtstreibende, das, was uns Ehrfurcht abnötigt, weil wir es nur fühlen und ahnen können, DAS GOTT genannt, indem dieser Wortgebrauch anknüpft an die gotische Sprachform guth, welches ja, wie wir dargelegt haben, ein Neutrum war, ein Sächliches, oder sagen wir besser: eine unbekannte Vielzahl von Kräften, welche für uns aufbauend und gestaltend sind. Dieser Ausdruck „Das Gott" mag auf den ersten Klang hin fremd erscheinen, und doch ist er genau das, was unsere Ahnen fühlten, wenn sie das Höchste andeuten wollten.

Der römische Schriftsteller Publius Cornelius Tacitus ließ im Jahre 98 nach Ztwd. sein berühmt gewordenes Buch Germania erscheinen, in dem er Stämme, Sitten und Gebräuche und auch die Gottesverehrung unserer Vorfahren schildert. In diesem Buche sagt er am Schluß seines Abschnittes:

> „Im übrigen entspricht es nicht ihrer Anschauung,
> von der Größe der Himmlischen, die Götter in Wände

einzuschließen oder sie irgendwie menschenähnlich nachzubilden. Sie weihen Haine und Wälder und benennen mit den Götternamen jenes Geheimnisvolle, das man nur in frommer Andacht schaut."

Dies ist es auch, was wir heute meinen, wenn wir „Das Gott" sagen, eine geheimnisvolle Quelle von Kräften, die Welt und Leben durchwirken, die auch in uns sind als Helfer und Mitgestalter des „Göttlichen" im Dasein. Das Bekenntnis unserer Art drückt das gleiche so aus: **Wir glauben an die stete Offenbarung des Göttlichen in den Gesetzen der Art, im schaffenden Leben der Erde und im edlen Menschentum.**

56.

Der ewige Kampf um die Gestaltung des Göttlichen

Im ersten Satz des Glaubens-Bekenntnisses Unserer Art ist ausgedrückt, daß das Göttliche in der Form gutwirkender Kräfte sich immer und überall im Kosmos und auf der Erde, sowie im Menschen selber „offenbart", das heißt: Gestalt werden will, zur Form gelangen kann und sich im Leben darstellt als positive und schöpferische Daseinsmacht. Aber wir erkennen auch, daß die aufbauenden Kräfte nicht unumschränkt und allein in der Welt sind, sondern daß sie Gegner haben, welche Ordnung und menschliches Gesetz zerstören, auflösen und zunichte machen können. Das beginnt schon in der unorganischen Welt, indem Naturkatastrophen ungeheuren Ausmaßes das Menschenwerk zerstören, Tausende vernichten, Wasserfluten ganze Länderteile überschwemmen, Krankheiten Gesunde dahinraffen, Hunger und Not Millionen töten und das, was in Jahrhunderten entstanden ist, in einigen Tagen auslöschen und in Nichts verwandeln.

Diese Tatsachen des Lebens und der Geschichte kann niemand leugnen. Sie sind ebenso wirksam wie Aufbau und Gestaltung, Vernunft und guter Wille. Das Dasein des Menschen auf der Erde ist keine unbedingte Sicherheit, das Leben des Einzelnen in Volk und Menschheit ist nichts Unantastbares und von der Natur oder einem Gott Garantiertes, sondern wir stehen ewig zwischen Leben und Tod, zwischen Aufgang und Niedergang, zwischen Höhe und Fall, Herrlichkeit und Vernichtung.

Daß dies so ist, vergißt der Mensch gern in Zeiten des verhältnismäßigen Wohlstandes oder Friedens. Jedesmal meint er wie-

der, nun sei der unselige Zustand der Friedlosigkeit ein für alle Mal überwunden und für immer vorbei. Und dabei übersieht er, daß schon im nächsten Lande, nicht fern von ihm, der grausamste und unerbittlichste Kriegszustand herrscht. Er will nicht sehen und zur Kenntnis nehmen, daß es kaum ein Jahr in der Geschichte der Menschheit gibt, wo nicht an irgendeiner Stelle der Erde Haß und Vernichtung herrschten und Mord und Totschlag an der Tagesordnung waren.

Er hegt immer wieder die Illusion, den Wahnglauben, daß Gerechtigkeit und Menschlichkeit bald zum Ziele kommen und ein Reich der Wohlfahrt und des Ausgleichs aufbauen würden, in dem die Völker und Menschen gesichert und friedlich ihrem Tagwerke nachgehen könnten.

Der christliche und humanitäre Wahnglaube sind darin einig, daß es nur an kleinen Konstruktionsfehlern der menschlichen Gesellschaft liege und daß diese – bald – oder später – abgestellt werden könnten. Und dabei haben sie selber unter den gleichen humanitären Parolen schreckliche Kriege entweder entfacht (die Kreuzzüge z. B. oder die Ausrottung der Indianer oder die Vernichtung der Albigenser oder die Tötung und Folterung von Hexen und Ketzern) oder solche Kriege gefördert oder geduldet, obwohl ganz Europa „christlich" war und alle Herrscher dem „Kreuz" dienten.

Aber nicht nur der äußere Krieg in der Welt ist ein Gegenbeweis gegen einen „allgütigen Gott" – der dies zuläßt, – sondern auch der innere Zustand des Menschen selbst ist unvereinbar mit der Annahme, daß das Morden in der Welt aufhören könnte oder gesetzmäßig zum Erliegen käme. Ist doch die Gesellschaft nicht einmal fähig, innerhalb ihrer eigenen engen Grenzen für die tatsächliche und uneingeschränkte Geltung von Recht und Gerechtigkeit zu sorgen und diese so durchzuführen, daß der Einzelne innerhalb eines Gemeinwesens wirklich geschützt und gesichert ist.

Ein Blick in das menschliche Herz zeigt, daß dort allein die Ursache allen Unfriedens liegt. Neid und Haß, Mißgunst und Besitzgier, Machttrieb und Geschlechtswut beherrschen viele Menschen. Unrecht tun, Unrecht mitansehen, Parteigunst erlangen und diese mißbrauchen, sich durch gemeine Gesinnung und Taten Vorteile verschaffen, Mord im Herzen tragen und Mord heimlich oder offen ausführen, erpressen und bedrohen, – das sind Bestandteile des Menschlichen, die seit Ewigkeiten ungebändigt geblieben sind und auch nie völlig gebändigt werden können.

Der Traum von der unendlichen Verbesserungsfähigkeit des Menschen ist eine Illusion, eine Unwahrheit und, wenn man ihn gegen die Tatsachen des Lebens und der Wirklichkeit bewußt aufrecht erhält, eine Lüge. Meist ist er eine Zwecklüge, mit welcher beabsichtigt ist, dem Massenmenschen einen Schleier der Traumwelt und die Möglichkeit seiner Erfüllung vor die Augen zu halten, um ihn dann in einem Scheinreich künstlich verschönter „Tatsachen" in die Irre zu führen und für eigene Zwecke zu gebrauchen.

Die alten Lateiner sagten „Homo homini lupus", – der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Er ist ein Raubtier, das den anderen reißt, wann es nur kann. Und die Völker haben sich in ihrer „Politik", ihrer sogenannten „Staatskunst" meist nach diesem Wahrheitssatz verhalten: Sie waren die Todfeinde des anderen Menschen.

Angesichts dieser Lebenstatsachen wäre es wirklichkeitsfremd, von einer Herrschaft des Guten in der Welt zu sprechen oder auch nur von der Bändigung des bösen Instinktes vieler Menschen. Alles das sind Phrasen, Redensarten und ehrlich gesprochen Lügen, im besten Falle Selbsttäuschungen, zu denen der Mensch in seiner Hilflosigkeit und Torheit neigt. Denn er will die unerbittliche Wahrheit nicht sehen. **Daß das Leben heut** wie immer aufs äußerste bedroht ist von feindlichen Mächten des Himmels, des Kosmos, der Erde selbst, der Natur und des Menschen selber nicht zuletzt. Aus dieser Lage ist für Menschen unserer Art nur ein einziger Schluß zu ziehen, nämlich der, angesichts der möglichen Tragik des Daseins trotzdem nicht zu verzagen und den Kampf der göttlichen und aufbauenden Kräfte zu unserem Teile fortzusetzen, mitzuführen und so Teil am Göttlichen zu haben. Ohne Lohn zu verlangen, ohne Gewinn zu erhoffen, setzt der Mensch der Artvölker seine Kraft ein, um dem Guten zum Erfolg zu verhelfen, soweit er es kann. Um dem Schlechten zu wehren und Sitte und Gesetz zu erhalten. So heißt sein Bekenntnisspruch dem All und der Erde gegenüber und vor seiner eigenen Lebensaufgabe:

„Wir glauben an den ewigen Kampf der gestaltenden gegen die zerstörenden Kräfte in Erde und All."

57.

5. Gespräch:

Artseele und Daseinsaufgabe

Anstelle einer Darstellung der Verbindung von Leiblichem und Seelischem und der Aufgabe beider Teile im Leben, wollen wir hier einer Aussprache Raum geben, welche im Februar 1964 in

Berlin stattgefunden hat und die zeigt, wie fruchtbar eine Unterhaltung über religiöse Tiefenfragen sein kann. Diese Diskussion wurde am folgenden Tage vom Verfasser dieses Büchleins festgehalten. Sie ist in der „Stimme" der Artgemeinschaft vom Hartung/Lenzing 1964 enthalten.

Aussprache junger Menschen der Bewegung mit Älteren über den Satz: **Wir glauben an die Einheit von Leib und Seele in allem Lebendigen.**

Alwis: Dieser Satz des Artbekenntnisses ist schon im alten Bekenntnis von 1932 enthalten gewesen. Er ist einer der wesentlichsten Grundsätze einer nichtchristlichen, aber religiösen Lebensanschauung. Als wir ihn formulierten, haben wir in erster Linie an die klare Abgrenzung zur christlichen Lehre gedacht, welche den Leib als Natur (natura naturata) und die Seele als das allein Gotthaltige erklärt.

Kurt: Ich muß hier etwas einwerfen: Das alte Christentum mag diesen Standpunkt wohl eingenommen haben, aber die moderneren Entwicklungen nehmen an, daß Gott Leib und Seele geschaffen hat. Daß also der Leib auch etwas ist, welches unter göttlichem Gesetz steht.

Alwis: Zugegeben, daß es viele neue Richtnugen im Christentum gibt, welche den alten – konsequenten – Standpunkt, daß der Körper des Teufels und die Seele Gottes sei, aufgegeben haben. Dann würde sich die Frage stellen, was denn eigentlich die geltende christliche Lehre sei, und das wäre im Augenblick schwer zu beantworten, da es offenbar auf protestantischem Gebiet x-verschiedene Ansichten darüber gibt. Aber das ist heute nicht unser Vorhaben, die Verschiedenheit der christlichen Lehren – Du sagtest Sekten – zu erörtern. Wir wollen festhalten, daß die orthodoxe, rechtgläubige, allgemeine (katholische) Lehre besagt, daß der Körper etwas Niederes gegenüber dem Geist ist und daß beide entgegengesetzt sind. Wir Artgläubigen sagen das Gegenteil: Leib und Seele bilden eine Einheit, und auch dem Tier ist „Seele" zuzusprechen.

Rose: Wir sind geneigt, auch Baum und Pflanze etwas Seelisches zuzusprechen; das Wesen einer Eiche berührt uns anders als das Wesen einer Buche, Birke oder Tanne; die Gestalt und Form einer Margerite mag zwar im einzelnen Exemplar wechseln und variieren, aber ihr „Wesen" ist so und nicht anders, immer „margeritenhaft".

Das mag albern klingen, aber wer könnte leugnen, daß der Einfluß und die Kraft, die von diesen verschiedenen Pflanzen oder Bäumen ausgeht, etwas Seelisches ist und in uns etwas Seelisches auslöst.

Alwis: Daß in allem Lebendigen Seelisches ist, wird von uns, den Artgläubigen, allgemein angenommen und vorausgesetzt. Hier nehmen wir eine klare nichtchristliche Haltung ein.

Bryn: Ich finde, wir sollten erst einmal feststellen, was das ist, was wir hier „Seele nennen, damit wir wissen, worüber wir eigentlich reden. Es scheint mir so, daß hier die verschiedenen Teilnehmer ganz verschiedene Dinge unter „Seele" verstehen.

Alwis: Ja, das ist sehr wesentlich, daß wir uns darüber verständigen, was wir hier unter Seele verstehen wollen. Zunächst ist es nicht das, was der Christ unter Seele versteht, wenn er daran denkt, daß diese im Himmel weiterlebt, – „erlöst" – wird usw. Ich will versuchen, eine Definition, eine Begriffsumschreibung von „Seele" zu geben, wie wir diesen Begriff auffassen. Die seelischen Äußerungen eines Menschen mögen in seinen verschiedenen Lebensabschnitten etwas oder auch stärker von einander abweichen; doch wird er im ganzen, in der Summe seiner Verhaltensweisen, ein einigermaßen einheitliches Bild abgeben: dieses einheitliche, durch alle Lebensalter gleichartige Bild seiner konstanten Reaktionsweisen, eingeschlossen Geist, Verstand, Gemüt und Wille, nennen wir „Seele". Es ist für uns das bleibende „ W e s e n " eines Menschen, eines Volkes, einer Kultur, unter Einschließung seiner schöpferischen Kräfte.

Som.: Das ist wohl so. Aber als wir den Satz in seiner jetzigen Gestalt formulierten, dachten wir hauptsächlich daran, daß es für uns keine Trennung von Leib und Seele, von Leiblichem und Körperlichem gibt, sondern daß diese beiden Seiten, die wir ja nur begrifflich trennen, ein gleiches Lebensgefühl, eine gleiche Wesenheit, eine gleiche Persönlichkeit gewissermaßen sind, die untrennbar von einander sind. Wir dachten auch nicht daran, daß die Seele den Körper beherrscht oder der Körper die Seele, sondern wir dachten (und empfanden), daß sie eine untrennbare Einheit sind.

Bärb.: Aber wie ist es denn – Ihrer Meinung nach – mit dem Leben nach dem Tode bestellt? Ist da denn nicht die Seele vom Körper getrennt?

Som.: Diese Frage überrascht mich nicht. Sie mußte ja kommen. Ich muß offen sagen, daß ich – persönlich – nichts darüber aussagen kann, was nach dem Tode ist. Ich sage einfach: Ich weiß es nicht. – Unsere Vorfahren haben ja zu einer bestimmten Zeit (spätes Jungsteinalter und frühe Bronzezeit) die Vorstellung gehabt, daß sich die Seele vom Körper lösen könne und dann herumwandele; daher das sogenannte „Seelenloch" in den Großsteingräbern. Aber für mich ist diese Frage nicht wesentlich. Ich kann nicht sagen, daß e t w a s nach dem Tode i s t , und ich kann auch nicht sagen, daß n i c h t s nach dem Tode vom Menschen übrig ist. Ich weiß es einfach nicht. Es berührt mich aber auch nicht viel.

Bärb.: Es gibt doch einen Glauben, in dem die Seele immer höhere Stufen erreicht, bis sie schließlich sich ins Nirvana auflöst. Trennt sich denn in diesem Glauben die Seele nicht auch vom Körper?

Som.: Nein, sie trennt sich nicht eigentlich, sondern sie nimmt verschiedene „Verkörperungsstufen" an, z. B. vom Wurm bis zum höchsten Menschentyp, und erst, wenn alle diese Stufen durchlaufen sind, kann sie – die Seele – ins All eingehen und wird nicht wiederverkörpert.

Norm.: Aber es gibt doch im Buddhismus verschiedene Auslegungen, daß z. B. die reine Seele nach dem Ende ihres „Verkörperungslaufes" sich einen neuen Körper sucht und daß dann die Reihe der Wiedergeburten von neuem beginnt . . .?

Som.: Ja, das gibt es auch. Im ursprünglichen, nicht europäischen Buddhismus hört aber die Reihe der Wiedergeburten nach ihrer Vollendung im Nirvana endgültig auf: das Ziel ist erreicht, der Friede ist gefunden.

Alwis: Ich möchte sagen, daß diese echt asiatische Form des vollendeten Buddhismus uns sehr fremd ist. Ich empfinde sie als den letzten Gegensatz zur nordischen Daseinsschau. Denn „WIR GLAUBEN AN DEN EWIGEN KAMPF DER GESTALTENDEN GEGEN DIE ZERSTÖRENDEN KRÄFTE" und sehen daher kein Ende dieses Kampfes, aber Buddhismus und Christentum sind darin einig, daß das Ziel des Daseins der Friede, die Ruhe,

das Auslöschen jeder Tätigkeit ist, ein für uns unvollziehbarer Gedanke.
A n m e r k u n g : Die Frage nach Sinn und Bedeutung des sogenannten „Seelenloches" in den Großsteingräbern ist n i c h t mit Sicherheit geklärt. Wir geben daher diese Ansicht mit Fragezeichen wieder.

Bärb.: Wie ist es denn nun aber mit dem Fortleben der Seele oder des Menschen nach dem Artbekenntnis-Glauben bestellt? Gibt es das überhaupt oder nicht?

Rose: Zunächst g i b t es auf jeden Fall das physische Überleben, bzw. Weiterleben des Körperlichen als Stoff und Asche. Die Materie kehrt zum Stofflichen des Daseins zurück und gibt darin ihre Kräfte weiter. Ob das nun mehr bedeutet als Befruchtung des Bodens oder Zusatz zum Organischen, – wer kann das sagen?

Alwis: Das BEKENNTNIS UNSERER ART läßt beide Möglichkeiten offen. Wir äußern uns nicht glaubensverbindlich über das Weiterleben oder Nicht-Weiterleben als Körper nach dem Tode. Aber es steht in der Erläuterung zum Bekenntnis Unserer Art von 1954, daß es drei Formen des Weiterlebens für uns gibt: In der Erinnerung an den Verstorbenen, in dem, was e r gewirkt und geschaffen hat, und in den leiblichen Erben. Hinzu kommt der Satz: „Daß der Tod nur die Lösung dieser einmaligen Form bedeutet, ist uns Gewißheit. Der Tod ist bestimmt, neue Daseinsformen zu ermöglichen."

Aber ich glaube, wir schweifen vom eigentlichen Thema ab. Wir wollten uns vornehmlich mit der Frage des Zusammenhanges von Leib und Seele beschäftigen.

Norm.: Ich bin der Meinung, daß wir – wohl alle – davon überzeugt sind, daß der Zusammenhang zwischen Leib und Seele unwidersprochen ist. Bei der Definition, die vorhin gegeben wurde, wird erklärt, daß ein untrennbarer Zusammenhang zwischen Körperlichem und Seelischem (einschließlich des Geistigen und Willensmäßigen) im normalen Menschen besteht und daß Krankheiten oft die Folge einer Unterbindung oder Trennung oder Störung dieses normalen Zustandes sind.

Rose: Es gibt doch Ärzte, die behaupten, die Krankheiten hätten wesentlich seelische Ursachen, und alle außergewöhnlichen Erscheinungen des Körpers gingen auf seelische Ursachen zurück.

Alwis: Dies wäre durchaus im Rahmen unserer Lebens- und Seelenauffassung. Auch ich neige dazu, Erkrankungen als seelisches Nichtfertigwerden, Ausweichen ins Körperliche oder Rückschlag in den bloß physischen Mechanismus aufzufassen, wobei mir bewußt ist, daß das Seelische sehr stark vom Willen gesteuert werden kann, der dieses Ausweichen ins Körperliche durch Selbstkontrolle – und –Selbstüberwindung beherrschen und fruchtbar zu machen imstande ist.

Bryn: Wir weichen, finde ich, sehr stark vom eigentlichen Sinn unserer Aussprache ab. Wir sollten jetzt einmal besprechen, was der zugegebene und von uns allen bejahte Zusammenhang von Leib und Seele mit der Artgemeinschaft im besonderen zu tun hat. Mir ist nicht klar, in welchem Zusammenhang die Begriffe Art, Rasse und Volk und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen.

Alwis: Damit kommen wir eigentlich zu dem anderen Satze, der für uns heute als Aussprachegegenstand angekündigt wurde, nämlich zu Satz 4 des Bekenntnisses Unserer Art.

58.

WIR GLAUBEN, DASS DIE MENSCHENARTEN AUF DER ERDE VERSCHIEDEN SIND AN WESEN UND AUFGABE

Wir haben damals lange überlegt, ob wir „Aufgabe" sagen sollten oder vielleicht nur „Gestaltungskraft" oder so ähnlich. Weil „Aufgabe" nach einem Aufgaben-Geber klingt, und dieser Gedanke, daß etwa der liebe Gott solche Aufgaben uns auferlegt hat, liegt uns natürlich völlig fern.

Som.: Laß ruhig „Aufgabe" stehen, wir wissen schon, was gemeint ist.

Alwis: Na schön, dann wollen wir von der Einheit von Leib und Seele jetzt die Verbindung zu „Wesen und Aufgabe" ziehen.

Wir wissen aus der Vor- und Frühgeschichte des Menschen, daß sich die großen Arten in Jahrtausenden oder gar in Jahrhunderttausenden gebildet haben. Zum mindesten gilt das für die weißeuropide (wie man sagt), die

gelbe – mongolide und die schwarze – negride – Menschenart. Diese Arten sind in verschiedenen Klimaten, unter verschiedenen Lebensbedingungen, bei verschiedenen Strahlungseinflüssen, unter verschiedenen Ernährungsweisen entstanden und entwickelt worden. Wir sehen zunächst ab von der Frage, ob sie nicht auch auf verschiedene Unterarten des Primatenstammes zurückgehen, so daß sie schon von Herkunft aus verschieden gebildet waren. Alle diese Einflüsse und Bedingungen haben auf ihren Körper wie auf ihre Seele in gleich starker Weise eingewirkt, so daß sie schon dadurch leibseelisch verschieden gerichtet waren. Hinzu kommt eine Tatsache der Daseinsgeschichte des Menschen, nämlich die Notwendigkeit, mit Klima, Umwelt, Ernährung und Gefahren fertig zu werden. Im Sinne dieser Lebenserhaltung sind die großen Arten in Jahrhunderttausenden verschieden „ausgelesen" worden: das heißt: der „Kampf ums Dasein" hat besondere Typen geformt, die am besten fähig waren davonzukommen, sich zu vermehren und gegenüber den anderen Lebensvorteile (später auch Herrschaft) zu erringen. Religiös gesehen, hat also das allgewaltige Leben drei verschiedene Hauptarten von Menschen geschaffen, die, wie wir täglich sehen, deutlich verschieden von einander sind.

Wir finden in dieser Tatsache der Verschiedenartigkeit des Menschen von Anfang an unsere Weltanschauung bestätigt: Leib und Seele bilden in den Menschenarten eine Einheit, und diese Einheit setzt sie von anderen Einheiten ab: Die Natur gestaltet nicht nach dem Gleichheitsprinzip, sondern nach dem Prinzip der Differenzierung, das heißt: nach dem der Ungleichheit.

Nun heißt der Satz . . . daß „die Menschenarten Verkörperung von Kräften sind, verschieden an Wesen und Aufgabe". Ich stelle ihn hiermit zur Diskussion.

Norm.: Ich sehe die Verbindung zwischen dem ersten und diesem Satz noch nicht ganz klar. Was hat denn das mit Leib und Seele zu tun, was die Aufgabe der Menschenarten sein soll?

Bryn: Na, das ist doch klar. Da der Körper der verschiedenen Menschen verschieden gebaut ist, unter verschiedenen Einflüssen und Bedingungen entstanden ist und entwickelt wurde, ist auch die Seelenlage der verschiede-

nen Arten verschieden von einander. Das heißt also, daß Du von dem einen nicht dasselbe wie von dem andern verlangen kannst, daß Du bei dem einen nicht das gleiche Verständnis für Deine Eigenarten und Nöte voraussetzen kannst wie bei dem andern, kurz, daß die Unterschiede sehr tief in das Menschlich-Persönliche hinabgreifen.

Herr Müller: Aber in der Liebe sind doch alle Menschen gleich, nicht wahr? So sagt man doch. Stimmt das nicht?

Alwis: Wissen Sie, Herr Müller, das stimmt und stimmt auch wieder nicht. Es kommt ganz darauf an, was Sie Liebe nennen. Wer im Geschlechtsgenuß das Wesen der Liebe sieht, wird wohl das, was er Liebe nennt, überall ähnlich finden. Ob gleich, ist schon hier fraglich. Vielleicht wird der sogar in der Rassenmischung das Körper-Erlebnis am interesantesten finden. Aber wir halten das für Primitivismus, Liebe mit Geschlechtsgenuß gleichzusetzen. Bei uns fängt die Gültigkeit des Wortes Liebe erst im Seelischen an. Nur in der seelischen Beziehung zueinander wird die körperliche Liebe gerechtfertigt und geadelt, und in dieser Hinsicht glauben wir, ist jede Liebesbeziehung durchaus und ganz und gar verschieden im Wert, im Rang, in der Erfahrung und in der beglückenden und befreienden, aber nicht erniedrigenden Wirkung. Wir glauben, daß auf diese Weise keine Liebe der andern gleich ist, und schon gar nicht die Liebesbeziehung der einen und der anderen Rasse. Nur im Tierischen sind die Menschen gleich, im Geistigen und Seelischen und im Erlebnishaften sind sie Himmelfernen von einander getrennt. Wir finden also im Gegenteil, daß in der wirklichen und wahren, in der echten, menschlich-seelischen Liebe die Unterschiede am größten sind. Sie sind so groß wie der Unterschied zwischen Primitivität und Seele.

Alb: Man sieht doch an den verschiedenen Kulturen aus den verschiedensten Geschichtsepochen, daß diese eine ganz verschiedene „Seele" ausdrücken. Man hat daher ja auch von „Kultur-Seele" gesprochen. Ihre Sinnbilder, ihre Gestaltungsformen, ihre Bauten, ihre Götter sind verschieden. Aber auch die Gestaltungs-Kraft, die sich in all diesem ausdrückt, ist ganz verschieden. Bei dem einen reicht sie nur aus, um aus Holz oder Elfenbein Götterbilder zu schnitzen; bei dem andern kommt sie

zur vollendeten Formung von Metall oder Stein, zu herrlichen Kunstwerken und letzten religiösen Symbolen. Wenn wir in die Tiefe gehen, so atmet jedes Kunstwerk eines jeden Volkes oder jeder Art ein anderes seelisches Wesen, manchmal auch deutlich ein höheres oder primitiveres, in jedem Falle aber ein von anderen Gestaltungsformen tief unterschiedenes, was aus den Antrieben und seelischen Grundlagen der betreffenden Art oder Rasse zu verstehen ist. Und das ist es, was wir nennen „verschieden an Wesen und Aufgabe".

Alwis: Das bedeutet natürlich nicht, daß die andere Art nicht zu schätzen oder gerecht zu behandeln sei; im Gegenteil: aus der Vielfalt der Gestaltungsformen des Göttlichen kann unserer Meinung nach erst das rechte Verständnis für andere Art und fremden Lebensrhythmus entstehen, nicht aus dem Wahn, daß alle und alles gleich wäre.
Die göttlichen Gestaltungskräfte, die sich in allen Menschenarten offenbaren, haben gleichsam Experimente gemacht, um die besten Art-Exemplare herauszufinden, mit denen sich die höchste Lebensform verwirklichen läßt. Und daher müssen alle Menschenarten in den Grenzen und unter den Bedingungen bleiben, leben und schaffen, unter denen i h r Göttliches (ihre besondere Gestaltungs- und Ordnungskraft) am besten gedeihen kann. Und das ist sicherlich ihr eigener Volks- und Artzusammenhang.

Bryn: Was ist nun mit der „Aufgabe" gemeint, die eine jede Gruppe nach Satz 4 haben soll? Kann denn ein Volk oder eine Rasse eine besondere „Aufgabe" haben?

Alwis: Ich versuchte schon am Anfang, den Begriff „Aufgabe" zu umschreiben. Ich sagte, daß wir vielleicht besser hätten sagen sollen „die besondere Gestaltungskraft" oder die von Schicksal, Klima und Geschichte gestellte Daseinsaufgabe.

Bryn: Ja, ich verstehe: es ist dabei also nicht so sehr gedacht an eine von außen „gesetzte" Aufgabe, die man auf höheren Befehl zu erfüllen hat, sondern an eine Art Lebensbestimmung, die aus dem eigenen Inneren, aber auch aus der gegebenen Lebenssituation kommt.

Alwis: Ja, das war unsere Absicht, dieses auszudrücken. Inneres und Äußeres treffen sich hier zu dem, was man

philosophisch „Entelechie" nennt: das ist eine Wesensbestimmung – aus dem Gesetz der eigenen Seele –, die sich im äußeren Dasein „wesensgemäß" erfüllen, auswirken, darstellen will. Dieses kann man auch die „Aufgabe" einer Menschenart nennen, eines Volkes oder einer Persönlichkeit. Auf sie trifft auch die Goethesche Formulierung zu: „. . . so mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen . . ." Es ist „das Gesetz, nach dem wir angetreten" sind, die innerste Lebensbestimmung, die wir in unserem Wesen mit uns tragen, das, was Persönlichkeit und Wirkung eines Einzelnen, eines Volkes oder einer Menschengruppe wirklich und letztlich ausmacht. – Wir haben es in der Tafel der Werte auch „Selbsterfüllung" genannt.

Ulf: Ich glaube nicht, daß man diesem inneren Gesetz widersprechen kann. Es ist nun einmal eine Erfahrung der Geschichte, daß sich in jedem Volke solch eine Gesetzlichkeit ausprägt und im Laufe der geschichtlichen Ereignisse deutlich wird.

Bryn: Wir sind also ziemlich einig darüber, daß wir in den Grundsätzen, die wir hier angesprochen haben, weitgehend übereinstimmen und daß sich tiefgehende Abweichungen von ihnen hier nicht gezeigt haben. Ich würde aber gern noch wissen, was der Ausdruck „Verkörperung von Kräften" eigentlich bedeuten soll. W a s wird da verkörpert und w e r soll etwas „verkörpern" und wo findet diese „Verkörperung" statt?

Alwis: Hier muß ich wohl als „Philosoph" Antwort geben. In der Tat wird damit eine sehr tiefgehende Frage gestellt, die weit in das Gebiet der europäischen Philosophie hineinreicht. Die alten Griechen Platon und Aristoteles, haben von der Substanz aller Urbilder und von der Entelechie gesprochen. Dies sind natürlich für uns – und waren es auch für sie – nur B i l d e r , um etwas Gefühltes, Geahntes und Geschautes zu verdeutlichen. Platon hat gemeint, alle Wesen, Gestalten, Gegenstände schlechthin auf der Erde seien Abbilder von U r b i l d e r n , welche im All (oder in einem transzendenten, nicht-sinnlichen Bereich) als eine Art „Substanz" vorhanden seien. Und aus dieser Substanz, die zugleich als Energie gedacht ist, strahlen alle Wesenheiten so aus, daß sie im Bereich der irdischen Wirklichkeit die tatsächlichen Gegenstände, Formen, We-

sen, Charaktere und Menschen unseres Daseins bildeten, gleichsam „schüfen". Freilich, sagte Platon, kämen die Urbilder nicht ungetrübt auf der Erde zur Darstellung (Verkörperung), weil die irdische Materie nicht voll geeignet sei, die reine Substanz völlig ohne Wesensverlust zu verkörpern. Aber die starken Urbilder schüfen auf Erden auch starke Abbilder. Wo also eine Idee (idéa gleich das „Geschaute") – das reine Urbild eines „Gegenstandes" (oder auch Menschen) völlig deutlich sei, würde auch das irdische Abbild eine hohe Stufe reiner und vollständiger Verkörperung erfahren, es würde dem „Inbild", dem Ideal fast vollkommen gleichen.

Diese Wortgebung von „Verkörperung von Kräften" ist also platonischer Herkunft, und ich bin, um es hier einmal persönlich zu gestehen, stolz darauf, daß ich sie durch alle Veränderungsversuche des Artbekenntnisses hin bis in den heutigen Text gerettet habe, denn sie scheint mir in dichterischer Form etwas auszusagen, was wir alle einmal im Leben gefühlt haben, nämlich die erfahrene Tatsache, daß wir alle gleichsam „Bruchstücke einer großen Konzeption" sind, die in einem tiefen organischen (lebensgesetzlichen) Zusammenhang zueinander stehen, mag dieser durch Volk, Art und Vererbung erklärt werden oder mag er aus einer magischen Schau des Lebensbildes stammen, wie wir sie manchmal als Ahnung oder Gewißheit empfinden. Dies nennen wir ja den tiefsten Grund einer religiösen Daseinsbetrachtung.

Wie dem auch sei, die platonische Ideenlehre hat Pate beim Artbekenntnis gestanden, und wir haben diese philosophische Herkunft aus dem Edelsten des europäischen Erbes nie verleugnet.

59.

Wir glauben, daß der Wille des Menschen frei ist nach dem Maße seiner Art

Die Frage nach der Willensfreiheit des Menschen ist eine entscheidende religiöse und sittliche Frage, denn sie ist zugleich maßgebend für die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Tun und Lassen.

Wir wollen und können sie hier nicht entscheiden für alle Menschen überhaupt, da wir nicht an die „Gleichheit der Menschen" glauben. Wenn ein Eingeborenen-Stamm in Neuguinea oder im Amazonas-Gebiet noch auf der Stufe der Steinzeit steht, kann man ihm nicht die gleichen Bedingungen für seine volle Verantwortlichkeit zusprechen wie etwa dem modernen und gebildeten Europäer. Wenn es heute noch Stämme oder Einzelmenschen gibt, die Kannibalismus betreiben, also Menschenfleisch „essen", wenn auch zu kultischen Zwecken, so kann man die Forderung der vollen Verantwortlichkeit nicht an sie anlegen, sonst müßte man sie als Mörder verurteilen. Denn jeder Mensch ist nur „willensfrei nach dem Maße seiner Art", wie es dieser Satz des Artbekenntnisses aussagt. Auch wir sind nur mit dieser Umgrenzung des Geltungsbereiches der sittlichen Forderung der Willensfreiheit wirklich frei, das heißt, wir können bei wachem Bewußtsein entscheiden und wählen, ob wir dies oder jenes tun wollen.

Es gibt heute Wissenschaftler, welche die Freiheit der Willensentscheidung leugnen. Man nennt sie „Deterministen", weil sie der Überzeugung sind, daß alle Handlungen „determiniert", das heißt: vorbestimmt sind durch Anlage, Herkunft und die besondere Leiblichkeit, die jeder hat. Der christliche Calvinismus lehrt geradezu die Unfreiheit des Willens von Anfang an, weil Gott von vornherein bestimmt habe, wer der „Erlösung" teilhaftig werden kann oder wer in die Verdammung (die Hölle der Katholiken) kommt.

Von der Entscheidung für oder gegen die Willensfreiheit hängt aber auch unser Urteil über Vergehen und Verbrechen ab. Wenn man einem Täter nicht die volle Freiheit der Entscheidung hinsichtlich seiner Tat zusprechen kann, wenn er also nicht voll verantwortlich gemacht werden kann, – dann – folgert man – dürfe man den Missetäter nicht hoch bestrafen, den Mörder nicht auch töten, den Vergewaltiger nicht kastrieren (geschlechtlich unschädlich machen) und dem Dieb nicht die Hand abschlagen, wie es noch im Sachsenspiegel Rechtens gewesen ist. Man müsse ihn als „Kranken" ansehen und eher in eine Heilanstalt einweisen als ihn für Jahre oder für immer in Gefängnis oder Zuchthaus sperren. Die Beurteilung des Problems der Willensfreiheit ist also in höchstem Sinne maßgebend für Strafe und Strafmaß, für Härte oder Weichheit, für richtig oder falsch verstandene Humanität = „Menschlichkeit".

Der Artglaube tritt nun in vollem Maße für die vollständige Willensfreiheit, das heißt also auch: für die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Taten ein. (Fahrenkrog: Deine Tat bist

Du!) Der Gesetzesbrecher muß – nach unserer Meinung und nach unserem Urteil – wissen, was er tut, er muß die Folgen seines Handelns kennen, und er muß mit der harten Bestrafung seiner Vergehen rechnen. Dies allein, so meinen wir, verbürgt eine klare Scheidung innerhalb eines Volkes zwischen Recht und Unrecht, Gut und Böse, ehrenvoll und ehrlos, wertvoll und minderwertig. Wir sind der Meinung, daß, wenn diese einfachen und klaren Grenzen aufgegeben werden, das innere sittliche Gefüge eines Volkes geschädigt, aufgelöst und schließlich ganz zugrunde gerichtet wird. Unsere Zeit scheint uns ein Musterbeispiel für die Verwirrung und schließliche Zerstörung des Rechtsgefühls zu sein. Die Folgen liegen so auf der Hand, sind jeden Tag so sichtbar geworden, bedrohen unsere seelische Existenz so sehr, daß kein Psychiater und kein Psychologe sie heilen kann, wenn nicht Eindeutigkeit und Wille zur sittlichen Gesundheit wieder allgemeine Maßstäbe – auch der Regierenden – werden. Verantwortungslosigkeit hat schon immer die Völker ruiniert und die Seelen zugrunde gerichtet.

Willensfreiheit und Verantwortung entsprechen sich, Unfreiheit des Willens und Verantwortungslosigkeit stehen ebenfalls in folgerichtigem Zusammenhange. Wer unverantwortlich ist, sollte auch nicht Vollbürger sein können, denn geistig nicht in Ordnung befindliche Menschen dürften kaum berufen sein, am Volksgeschick mitzuwirken. Sittlich frei ist nur der, welcher die ganze Verantwortung für seine Lebensführung und seine Handlungen auf sich nimmt und sich danach verhält. (Man sieht an dieser Stelle auch, wie dieses Problem mit dem der Ehre zusammenhängt: der Japaner, der eine unverantwortliche Tat begangen hat, richtet sich selber, indem er Harakiri macht). Dies war für ihn eine sittliche und religiöse Reinigungstat, eine Sühne-Tat am menschlich-göttlichen Sittengesetz. Dies ist eine große Haltung, sie nötigt Ehrfurcht und Hochachtung ab für den, der sie richtig versteht. Aber nur Menschen adliger Gesinnung werden sie begreifen.

Für uns als religiöse Menschen kann nur der freie Wille Gebot und Grundsatz sein. Wir haben keinen Gott im Himmel, der unsere „Sünden" vergibt, und unsere Religion ist auch nicht für den „Sünder" geschaffen, sondern für den ordentlichen Menschen, zum mindesten für den, der sich um Sitte, Anstand, Gesetz, Ehrfurcht und Ehre gleich Selbstachtung bemüht. Wie wir die freie Entscheidung darüber haben, ob wir dies oder jenes jetzt tun wollen oder nicht, so vertreten wir auch die Anschauung, daß der freie Mann unseres Volkes und die ebenbürtige Frau unserer Gemeinschaft jederzeit wissen muß, was sie

tun und daß sie die volle Verantwortung für ihr gesamtes Leben zu tragen bereit sind. Nur solche Menschen zählen wirklich in der gestaltenden und schöpferischen Geschichte der Nationen und Menschenarten. Freibriefe für Kranke auf rechtlichem und sittlichem Gebiet, für politische Verschwörer und Erpresser, für Entführer und Attentäter stehen einer verworrenen Gesellschaft gut zu Gesichte. Für ein gesundes Volk sind sie das Verderben.

60.

Wir geloben, rein zu halten unser Blut

Aus allem vorher Gesagten geht hervor, daß wir die Erhaltung der Art und Eigenart der Völker und Menschengruppen für das wichtigste Lebensgesetz halten, das es überhaupt gibt. Wir tun dies, weil wir überzeugt sind, daß in der von der Natur selbst gegebenen, geschaffenen, durch Jahrtausende und Jahrzehntausende reichenden Lebensauslese die Gewähr einmal für die Bewahrung der wertvollen Erbeigenschaften liegt, und zum andern, weil die aus Vererbung und Auslese hervorgegangenen Menschentypen die bestangepaßten und geistig und seelisch zusammengehörigen menschlichen Daseinsformen darstellen.

Hier müßten uns eigentlich alle Christen voll unterstützen, weil *ihr* Gott – nach *ihrer* Vorstellung – dies so geordnet hat. Und weil jeder Eingriff in diese göttlich-natürliche Ordnung eine Handlung gegen den Willen des Schöpfers wäre. In der Tat ist diese Art der Folgerung auch innerhalb des strengeren Christentums vertreten. Nämlich in Südafrika, wo die reformierte Kirche mit diesen gleichen Beweisgründen ihre Apartheidspolitik verteidigt und religiös unterbaut.

Aber das „moderne" humanitäre Christentum hat längst die Grundlagen verlassen, die einmal als christlich galten, hat Lehre und Bibeltext über Bord geworfen, hundertfach aus- und unterlegt, verwässert, aufgelöst, ins Psychologische und Symbolische gewendet und hat nur noch übrig behalten die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, obwohl diese offensichtlich und augenscheinlich falsch und nicht einmal anschauungsmäßig oder logisch haltbar oder begründbar ist. Auch stimmt hier das neuzeitliche Christentum (oder vielmehr die Auslegungslehre ihrer Theologen) mit dem roten Marxismus überein, der „die Gleichheit alles dessen lehrt, was Menschenantlitz trägt". Diese so poetisch ausgedrückte Irrlehre kann trotzdem nicht verbergen, daß es keine Gleichheit unter den Menschen gibt, widersprechen

sich doch selbst ihre eigenen Theoretiker in Sowjet-Rußland oder Rot-China in fast allen wesentlichen Punkten.

Die Natur, und das heißt hier: der schicksalhafte und zwangsmäßige Prozeß der Entwicklung zum Menschentum hin, hat diejenigen Formen in freier und zugleich gebundener Angepaßtheit an die vorhandenen Lebensbedingungen geschaffen, die allein überlebten und hat damit ein Ergebnis erzielt, welches die großen Menschenarten darstellen, nämlich die Heraussonderung drei großer Gruppen, die äußerst verschiedene Merkmale zeigen, in drei sehr unterschiedlichen Großräumen (Asien, Afrika und Europa) und hat bis jetzt, und das heißt einige Jahrhunderttausende lang – diese Menschengruppen im wesentlichen getrennt gehalten. Die Natur selbst hat „Apartheid" getrieben, das heißt ja nur: getrennte Entwicklung verschiedener Menschenarten zu ihrem eigenen besten Wohle. Dies hat nichts zu tun mit Höher- oder Nieder-Achtung, mit Abwertung oder Rassenhaß. Es ist im Gegenteil die höchste Achtung vor der anderen Art und ihrer Unversehrtheit (Integrität), ihrer eigengewachsenen seelischen Substanz, ihren sittlichen und religiösen Vorstellungen. Die Vermischungstheorie geht von der Voraussetzung aus, daß es e i n Bildungs-, e i n Erziehungs-, e i n Sittlichkeits-Schema für alle gebe. Wir Artgläubigen gehen von der anderen Voraussetzung aus, daß jede Art, jede Menschengruppe, die biologisch zusammengehört, i h r e i g e n e s Seelengesetz, ihre eigenen Sittlichkeitsformen und -normen hat, ihre – nur ihre eigene – Art und Weise, das Leben zu bewältigen, i h r eigenes von Gott und Natur angestammtes Recht, sich nach dem Gesetz zu entwickeln, nach dem sie angetreten ist. Das Seelen- und Art-Gesetz der Großgruppen der Menschheit ist verschieden. Daher ist es unsere höchste Aufgabe, dieser natürlichen Gesetzlichkeit Raum und Achtung zu verschaffen, zum Wohle, zum tieferen, nicht nur wirtschaftlichen und zivilisatorischen Nutzen und Guten des betreffenden Menschen. Dies ist ein religiöses Gebot. Wer es verletzt, handelt – im christlichen Sinne – gegen Gottes Willen, im heidnisch,religiösen Sinne gegen alle Gebote der Natur u n d der Vernunft.

Daher geloben wir – für uns und für keinen anderen – „rein zu halten unser Blut, recht zu erziehen unsere Kinder, uns richtend nach des GÖTTLICHEN Gesetz von Heimat und Herkunft, Ursprung und Art."

Dieser Grundsatz wird einmal eine erneuerte und zur Besinnung gekommene Menschheit religiös erfüllen und begeistern. Denn dann wird der Seelenmord aufhören, den die Allein-Herrsch-Religionen mit jedem Andersartigen getrieben haben

und der so verhängnisvoll zu den Untaten der Geschichte geführt hat, von den Religionsverfolgungen der Christen an im Altertum zu der Ausrottung der Albigenser durch die Katholische Kirche, zu den Hexenverfolgungen des Mittelalters, zu der Vernichtung der mittelamerikanischen Hochkulturen, zu der Dezimierung der indianischen Stämme und der Losung „Forward Christian soldiers!" – vernichtet die bösen Gegner des alleinseligmachenden Christentums.

Wie unsere Vorfahren religiös duldsam waren (wenn ihnen ihre eigenen Heiligtümer nicht zerstört oder beschmutzt wurden), wie echte Duldsamkeit im Heidentum überall geherrscht hat im religiösen Sinne, wie wir Europäer von Natur aus dem Andersdenkenden nicht mit Feuer und Schwert entgegentreten, so wird einmal nach der Periode des christlichen Terrors, der im Gewande der Humanität auftrat, – und Hunderttausende vernichtet, auf Scheiterhaufen verbrannt, mti Marterinstrumenten bis zu Tode gefoltert hat, die echte Menschlichkeit, die freie Humanität aufstehen, welche das religiöse Gebiet grundsätzlich frei läßt von staatlichem Zwang und autoritärer Strafgesinnung. Dann wird in Freiheit und Duldung jeder nicht nur seinen Glauben bekennen dürfen, sondern auch im Staat und in der Öffentlichkeit das gleiche Recht erhalten wie die heute bevorzugten amtlichen christlichen Religionsarten. Denn Glaube – Religion – muß das Gebiet letzter Freiheit sein, da es sich auf die tiefste Gewissensentscheidung gründet, auf das Gebot der Seele jedes aufrichtigen Menschen. Daher heißt es auch im Bekenntnis Unserer Art:

Wir glauben, daß die Liebe die größte Kraft des Menschen ist, fähig, die Eigensucht zu überwinden, die Werte des Edlen zu erhöhen und zu verwirklichen und die Ordnung des Artgemäßen in der Welt zu schaffen, die auf Achtung und Anerkennung des Anderen beruht.

61.

Vom Sinn des Lebens

(Satz 1 und 7 des Artgelöbnisses)

Unsere Zeit, die geschichtliche Spanne zwischen 1920 und 1990, ist die letzte Phase einer Übergangszeit, welche mit der Auflösung der sittlichen und religiösen Ordnungen des Mittelalters begonnen hat. So gesehen, ist die Reformation die Eröffnung der Auflösungs- und Übergangszeit, und jetzt läuft diese Epoche dem Ende zu. Alle Traditionswerte scheinen verbraucht zu sein,

nachdem Europa in zwei schrecklichen Kriegen die Sinnlosigkeit der Selbstzerfleischung erfahren und bewiesen hat. Der Westen scheint daraus zu lernen. Der Osten ist nach wie vor landgierig, imperialistisch und eroberungssüchtig gesinnt und verbirgt dies unter der Maske der Friedensparolen. Er will ganz friedlich sein, wenn die andern seine Wünsche erfüllen. Und viele sind töricht genug, solche Schalmeientöne zu glauben, obwohl sie die Unfreiheit, die Vernichtung der selbständigen Persönlichkeit, die Zwangsherrschaft und Gewalt und Lüge vor Augen haben. Das Schicksal Europas und des Weißen Mannes aber hängt ab von der Selbstbehauptung der eingeborenen, ererbten und erfahrenen Überlieferungen unserer Völker. Hier stehen wir, eingebettet und ausgeliefert einer Lage und einem Geschick, das wir nur aus eigener Besinnung, aus eigener Kraft, aus dem Tiefsten unseres abendländischen Geistes und Gemütes, aus der Schöpferkraft einer ungebrochenen Menschenart w e n d e n können. Nur durch eine letzte große Anstrengung werden wir uns von dem Druck der Müdigkeit, der Hoffnungslosigkeit und des Verzichtes befreien. Das aber kann allein mit den tiefsten und besten Werten geschehen, auf die wir uns besinnen müssen, allein mit der Sinngebung, die wir für unser Leben als Einzelne und als Gemeinschaft der tragenden Völker unseres Weltteils haben. Wenn das nicht gelingt, gehen wir unter im östlichen marxistischen, leninistischen und maoistischen Verhängnis.

Ehe aber das Äußere, die Politik und die Machtverhältnisse in Ordnung und in ein Gleichgewicht gebracht werden können, muß das Innere, die seelische Kraft unserer Menschenart, wieder gefestigt und in Maß und Form gesammelt und gebunden werden. Hohle Machtfülle birgt den Keim des Übermutes und der Selbst-Überschätzung in sich, wie wir sie erlebt haben. Nur eine Tiefenbesinnung auf letzte Eigenschaften, Werte und Pflichten kann Erneuerung und Hoffnung herbeiführen. Und dies ist die Aufgabe der heranwachsenden jungen Generation, der z w e i t e n nach dem letzten Weltkriege. Denn die erste vermag diese Selbstbesinnung nicht zu leisten, weil sie unter dem Negativ-Eindruck einer verführten und enttäuschten Altersschicht steht. „Die Jugend ruft die Götter auf" – sagt ein großer Dichter zu den Kommenden, und er meint damit, daß eine neue Haltung und Hoffnung, ein neues Ethos (Gesittung und Pflichtbewußtsein) erwachen muß, um der äußeren Kraft die innere Tiefe, den letzten Halt und Kern zu verleihen. Denn nur der Mensch, welcher weiß, wofür er sich einsetzen kann, wird das Schicksal meistern, weil er zum letzten Dienst und Opfer, wenn es sein muß, bereit ist. Wer nicht weiß, wofür er zu

kämpfen hat, wofür es sich – innerlich – lohnt, alles zu wagen, der hat nicht den letzten Mut, der gebraucht wird, um das Steuer, welches heute hin und her laviert, fest in die Hand zu nehmen und das Schiff einem neuen Ziele entgegenzuführen. Das neue Ziel ist zugleich das ewig alte, ewig das gleiche, große Ziel der Freiheit für schöpferische Gestaltung unseres Lebens. Freiheit zum Schaffen und Wirken, zum Genießen und zum Gestalten, zum Dienen und zum Herrschen wird aber nur errungen, wenn eine Schar da ist, die alle diese Ziele, Inbilder und Ideale in sich trägt und sich ihnen verschrieben hat. Nur solcher Auslese kann es in der kommenden Zeit gelingen, das Rad des Schicksals auf den Kurs der Gesundung, der echten Volkswerdung und der Einswerdung der Gesamt-Art für das Überleben und Neuschaffen Europas zu lenken.

Der Sinn unseres Lebens kann nicht in einem Jenseits dieser Welt liegen. Wozu hätte das All sonst die Millionen von Daseinsformen geschaffen, die wir erkennen, an denen wir uns freuen und die wir mitgenießen dürfen nach dem Rate des Schicksals. Der Sinn unseres Lebens liegt in diesem Leben selber. Wir haben dafür Sorge zu tragen, es gut und vernünftig, schön und sinnvoll zu gestalten. Dazu gehört allerdings auch, daß wir, mitten in der Wirklichkeit des tatsächlichen Geschehens stehend, nicht am Tage und an unserem Volke vorbeisehen, und uns ein Traumreich auf dieser Erde erdichten, das zusammenbricht, wenn ein Eishauch der politischen Wirklichkeit alle weiteren Träume unmöglich macht. Wir Menschen sind alle im täglichen Kampfe unserer Existenz gebunden und verpflichtet. Wir können uns ihm nicht entziehen. So können wir uns auch nicht der staatlichen und volklichen W i r k l i c h k e i t entziehen, denn von dieser hängen wir im Ernstfalle alle ab. Und so haben wir auch – im Rahmen unseres persönlichen Lebens – die Pflicht, die Dinge unserer Gemeinschaft zu beachten und mitwirkend, mitverantwortlich zu bewältigen. Volksschicksal ist zugleich unser Schicksal. Das freiheitliche Abendland in der Bindung unserer Kultur ist unsere weitere Heimat, während die engere und tatsächliche Stamm und Landschaft sind. Allen diesen Dingen gehören wir zu, sie sind unsere Aufgabe, das uns Aufgegebene zur Verwendung, Gestaltung und Veredlung, zum Schutz und Genuß, zur Verschönerung und Erfüllung unseres Lebens. Was daraus wird, das ist u n s e r e Sache. Wenn die Masse der Bevölkerung diese Notwendigkeiten nicht einsieht, müssen sie von einer Auslese der Besten, Entschlossensten und Verantwortungsvollsten gemeistert werden. Das ist der Ruf, der an jeden ergeht, welcher sich, uns, unser Volk, unsere Kultur und unseren Erdteil nicht aufgibt. Der Sinn un-

seres Lebens ist tief verbunden mit der Zukunft des Kontinents Europa, seiner Erneuerung und Errettung vor dem Chaos. Die innerlichsten Mittel müssen dazu die Grundlage legen.

So schließt dieser Aufruf an alle Menschen, jung oder alt, mit dem Bekenntnis, daß nur ein Neuwerden möglich ist aus letzter sittlicher und religiöser Schau und Verpflichtung. Es ist ausgedrückt in den Sätzen des Artgelöbnisses:

Wir geloben, dienend und schaffend für uns und unseren Nächsten, für unsere Gefährten und unser Volk unser Leben zu führen.

Wir geloben, in innerer Wahrhaftigkeit, aus eigener Verantwortung, gebunden an die Werte der Art, den Ahnen verpflichtet, zugewandt der Zukunft, diesem unserem Glauben zu leben und ihn zu verwirklichen zu echter Erfüllung.

62.

Abschluß

Heute, zu Beginn des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts, werden es wenige sein, **welche die Lage voll begreifen, in der wir** uns befinden. Ein paar tausend sind es, die ahnen und wissen, worauf es ankommt. Am Ende des 20. Jahrhunderts werden es Zehn- und Hunderttausende sein, welche den inneren Anruf hören, der an ihr Herz und ihre Seele ergeht. Dies hat auch der große Dichter unseres Volkes, der letzte in der Reihe der Dichterfürsten und der erste nach Hölderlin und Nietzsche gewußt, als er die seherischen Worte in dem Gedicht „Der Krieg" aussprach:

Die jugend ruft die Götter auf. Erstandne
Wie Ewige nach des Tages fülle . . . Lenker
Im sturmgewölk gibt Dem des heitren himmels
Das zepter und verschiebt den Längsten Winter.

Der an dem Baum des Heiles hing warf ab
Die blässe blasser seelen / dem Zerstückten
Im glut-rausch gleich . . . Apollo lehnt geheim
An Baldur: „Eine weile währt noch nacht /
Doch diesmal kommt von Osten nicht das Licht."

Der kampf entschied sich schon auf sternen: Sieger
bleibt wer das schutzbild birgt in seinen marken
Und Herr der zukunft wer sich wandeln kann.

Wir haben das Schutzbild im heiligen Kreis geborgen, in der Gemeinschaft der Art. Wir haben den Weltenbaum, die Säule des Göttlichen wieder errichtet, das uralte Zeichen der Artvölker, die IRMINSUL. Wir haben sie zum Inbild unseres Glaubens gemacht. So hieß es auch einst von einem anderen Zeichen:

In diesem Zeichen wirst Du siegen!

Schrifttum

1. Pascual Jordan Schöpfung und Geheimnis Stalling, Oldbg. 1970
2. Hoimar von Ditfurth Kinder des Weltalls Hoffmann und Campe 1970
3. Germanische Himmelskunde Otto Sigfrid Reuter (vergriffen)
4. Otto Sigfrid Reuter Das Rätsel der Edda 1921 Sontra/Hessen
5. Schuchardt Alteuropa, Kultur, Rassen, Völker Lpz. Walt. de Gruyter 35
6. G. Schwantes Deutschlands Urgeschichte Quelle u. Meyer Lpz.
7. Gustaf Kossinna Die Deutsche Vorgeschichte Kabitzsch/Würzburg
8. Wilhelm Grönbech Kultur und Religion der Germanen Hanseat. Verl. Anst.
9. Die Indogermanen Gustaf Kossinna Lpz. 1921 Kabitzsch
10. Gustaf Kossinna Ursprung und Verbreitung der Germanen Lpz. 1936
11. Gustaf Neckel Vom Germanentum 1944 Harrassowitz Lpz.
12. Racial Contours H. B. Isherwood Times Longbooks 1965
13. Weinhold Altnordisches Leben Alfred Kröner Stuttgart
14. Jakob Grimm Deutsche Mythologie
15. Das Bekenntnis Unserer Art Wilhelm Schnitter 2. Aufl. Artgem. Hauptltg.
16. Artrichte meines Tuns Wilhelm Kusserow Artgem. Hauptltg. 1967
17. Wesen Weg Ziel Neuen Glaubens Dietrich Volkmann Artgem. Hauptltg.
18. John A. T. Robinson Gott ist anders Chr. Kaiser München 1969
19. Bertrand Russel Warum ich kein Christ bin Rowohlt
20. Gustav Wyneken Abschied vom Christentum Szczesny Verl. München 63
21. Dietrich Bronder Christentum in Selbstauflösung Pfeiffer/Hann.
22. Joachim Kahl Das Elend des Christentums Rowohlt 68
23. Island: Haye W. Hansen Edward T. Cate Frankfurt/M. 1965
24. Die Edda 2 Bände Eugen Diederichs übersetzt von Genzmer 1920
25. Gobineau Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen 1897 Stgt.
26. Friedrich Nietzsche Werke bei Alfred Kröner Lpz. 1917
27. Stefan George Werke Küpper/Bondi 1958



